Fischer
(Seebeck)

Erinnerungen
an
Moritz Seebeck

wirkl. Geheimerath und Curator der Universität Jena.

Nebst einem Anhange:

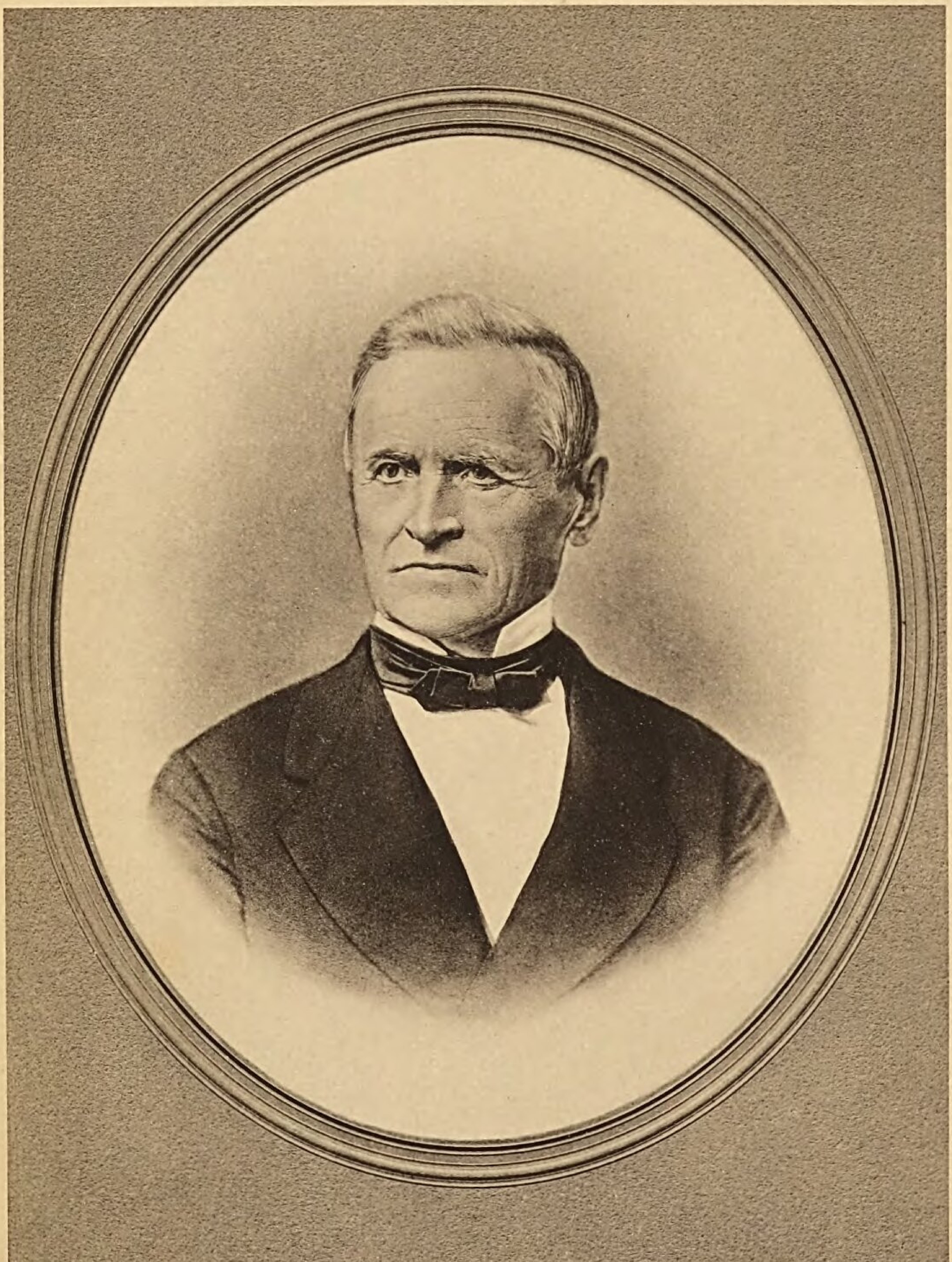
Goethe und Thomas Seebeck.

Von

Kuno Fischer.

Mit Moritz Seebecks Bildniß.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1886.



Erinnerungen an

Moritz Seebeck

[illegible]

nebst einer Beilage:

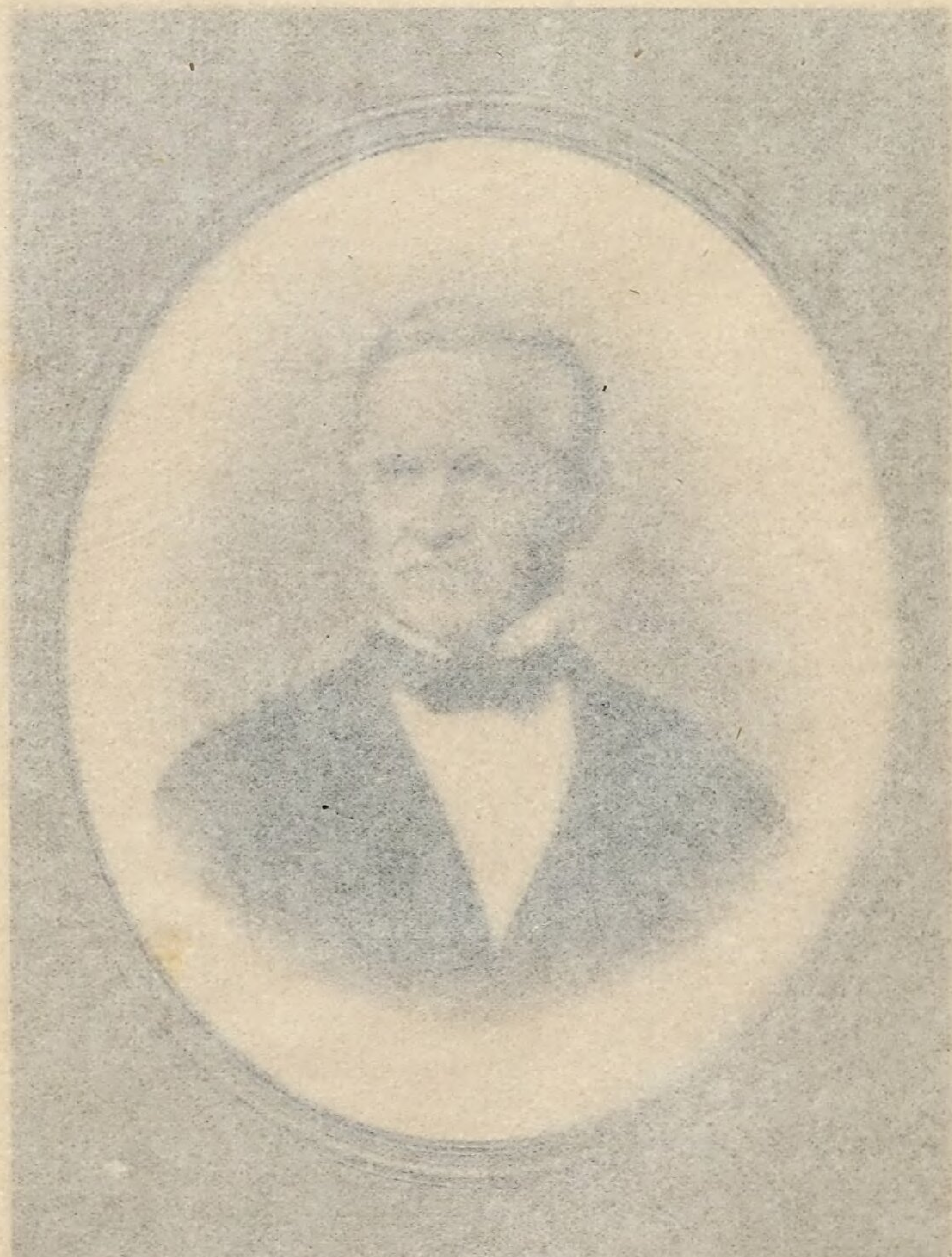
Goethe und Thomas Seebeck

von

Kuno Fischer.

Mit Moritz Seebecks Bildniß.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1886.



Erinnerungen

an

Moritz Seebeck

wirkl. Geheimerath und Curator der Universität Jena.

Nebst einem Anhange:

Goethe und Thomas Seebeck.

Von

Kuno Fischer.

Mit Moritz Seebecks Bildniß.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1886.

Vorwort.

Gleich nach dem Tode Seebecks wurde mir aus der Mitte seiner Verehrer und Freunde der Wunsch ausgesprochen, daß ich durch eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens dazu beitragen möge, sein Bild im Andenken der Welt zu erhalten. Mit Freuden habe ich versucht, diesen Wunsch, der meinem eigenen Bedürfniß entgegenkam, so gut ich es vermochte, zu erfüllen. Aus denselben Beweggründen lasse ich die Schrift, die zuerst als eine Reihe von Aufsätzen (im Juni und October des vorigen Jahres) in der Beilage der münchener Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde, jetzt nach einer beträcht-

lichen Vermehrung ihres Inhalts in Form eines Buches erscheinen, dem sein Verleger aus eigener Sorgfalt und Theilnahme das photographische Abbild des Mannes mitgeben wollte, dem unser Denkmal gewidmet ist.

Während ich diese meine Erinnerungen niederschrieb, hat sich mir jene Zeit in voller Frische vergegenwärtigt, worin mir in Seebecks beständiger, stets erquickender Nähe zu leben vergönnt war. Es waren sechzehn gute Jahre! Nun wird sich bald ein Menschenalter vollendet haben, seit ich im Spätherbst 1856 Heidelberg verließ und dem Rufe nach Jena folgte, der Zukunft froh, nicht gewiß. An einem trüben Decembermorgen unter Schneegestöber traf ich dort ein. Mein erster Besuch galt sogleich dem Curator. Als ich von ihm ging, war es in mir hell und heiter, und ich blickte wohlgemuth in den neuen Wirkungskreis, der vor mir lag. Wer die folgenden Blätter gelesen hat, wird diese meine Stimmung verstehen. Die guten und vortrefflichen Menschen sind selten, und es ist das glücklichste aller Vorzeichen, ihnen zu begegnen.

Das Andenken solcher Menschen erhalten und pflegen, heißt dem Schlechten in der Welt entgegenwirken, und diese schöne Pflicht möchte ich in diesem Buche, das den Namen Moritz Seebeck trägt, erfüllt haben.

Heidelberg, den 5. Mai 1886.

Kuno Fischer.

Inhalt.

Erinnerungen an Moritz Seebeck.

Anhang.

Goethe und Thomas Seebeck.

Erinnerungen an Moritz Seebeck.

I.

Seebeck, Vater und Sohn.

In unserer schnellen, von den mächtigsten praktischen und politischen Interessen bewegten Zeit ist das Gefühl für die echten, der Vergangenheit angehörigen, auf dem Felde der nationalen Geistesbildung erworbenen Verdienste glücklicherweise nicht so erdrückt, daß die Erinnerung an bedeutende Männer, die durch ihre Wirksamkeit auf jenem Gebiete sich unseres fortdauernden, dankbaren Andenkens würdig gemacht haben, nicht gern Gehör fände. Es ist oft gesagt worden, daß die Erfolge der letzten Jahrzehnte, auf denen das neue Deutsche Reich beruht, uns nicht durch beispielloses Glück zugefallen, sondern als Früchte zu betrachten seien, welche die gewaltigste Thatkraft und die besonnenste Staatskunst von einer Saat geerntet habe, an welcher auch die deutsche

Volkserziehung einen sehr wesentlichen Antheil gehabt. Das Wort gilt uns nicht im engen, von schulmeisterlichem Dünkel übertriebenen Sinne. Nur wenigen ist es verliehen, den Beruf der Erziehung im großen mit voller Einsicht in die Zwecke des Ganzen zu erkennen und zugleich im einzelnen an wichtigen Stellen mit allen für die schwierige Aufgabe erforderlichen Mitteln auszuüben. Denn zu einer fruchtbaren und vorbildlichen Wirksamkeit auf dem Gebiete der Erziehung gehört nicht allein in hohem Grade das Talent belehrender Mittheilung und der Reichthum wissenschaftlicher Bildung, sondern auch eine in der Schule mannichfaltiger und ausgedehnter Erfahrung gereifte Einsicht und Kunst. Und diese Vereinigung pädagogischer Kräfte bedarf, um ihre Aufgabe zu erfüllen, noch eine der seltensten Bedingungen, die es überhaupt giebt: nämlich eine hohe Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit des Charakters, der nur den Zweck der Erziehung, nur die Wohlfahrt, sei es des Zöglings oder der Lehranstalt, die er leitet, im Auge behält und die eigene Befriedigung allein in der Förderung anderer findet ohne jede Rücksicht auf den persönlichen Vortheil. Denn der Erzieher ist ein Säemann, der den Gewinn der Ernte nicht für sich wollen darf.

Einem solchen seltenen, hochverdienten, unvergeßlichen Manne sind diese Erinnerungen gewidmet:

Moritz Seebeck, der seine amtliche Laufbahn als Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin begann und sich zugleich als Hülfsarbeiter im Ministerium Altenstein für die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts vorbereitete (1833—1835), dann, mit dreißig Jahren als Consistorialrath und Director des Gymnasiums Bernhardinum nach Meiningen berufen, die Erziehung des Erbprinzen Georg von Sachsen-Meiningen, Seiner Hoheit des jetzt regierenden Herzogs, übernahm und, nachdem er dieselbe zehn Jahre geführt und vollendet hatte (1835—1845), Consistorialdirector in Hildburghausen wurde, in welcher Stellung er die willkommene Aufgabe erfüllen konnte, das Schulwesen des Herzogthums nach preußischem Vorbilde zu lenken und umzugestalten. Diese stille, im kleinen für große Zwecke wirksame und gedeihliche Thätigkeit wurde durch das Jahr 1848 unterbrochen; aus dem Schulmann wurde ein Staatsmann, aus dem Consistorialdirector in Hildburghausen ein Staatsrath, der in den Jahren 1848—1851 als Bevollmächtigter erst bei der Centralgewalt in Frankfurt a. M., dann in dem Verwaltungsrath der Union zu Berlin und Erfurt, zuletzt bei dem Congreß in Frankfurt a. M. elf kleinere Staaten zu vertreten hatte. Nachdem diese ersten Versuche der Neugestaltung Deutschlands gescheitert und der alte Bundestag wiederhergestellt war, wurde

Seebeck Curator der Gesammtuniversität Jena, die er 26 Jahre lang (1851—1877) mit den anerkanntesten Erfolgen geleitet, bis ihm auf seinen wiederholten Wunsch die Ruhe vergönnt wurde, die er in glücklichster Häuslichkeit, in patriarchalischem Frieden, in der schönsten, von geistigen Interessen stets belebten und erfüllten Muße bis zu seinem Tode, den 7. Juni 1884, genossen hat.

Er war ein Curator in der wahren Bedeutung des Wortes, der für sein schwieriges Amt in jeder Weise geschult war, der seine Aufgabe pädagogisch nahm und zu nehmen verstand, der die ihm anvertraute Universität nicht blos beaufsichtigen und als vornehme Figur gelegentlich repräsentiren, sondern in des Wortes höchstem Sinn ihr dienen wollte und lange segensreiche Jahre hindurch gedient hat. Daß Herrschen im Dienen bestehe, war sein Wahlspruch, gemäß seiner Neigung und Denkart; er fand im größten Maßstab die Bestätigung und den weltgeschichtlichen Ausdruck dieser Wahrheit in der preußischen Geschichte und Staatsraison, die er im Schuldienst als Schüler und Lehrer, im Militärdienst als Soldat und Landwehrmann an sich selbst erfahren hatte. In diesem Sinne ist er stets ein echter Preuße gewesen und geblieben, obwohl von seinem fast achtzigjährigen Leben nur fünf Jahre dem preußischen Staats- und Schuldienste gewidmet waren.

Es ist sehr zu bedauern, daß von diesem innerlich so reichen, interessanten, in denkwürdige Ereignisse der Zeitgeschichte verflochtenen Leben uns keine autobiographischen Aufzeichnungen hinterlassen sind, um den Gang seiner Jugend, sein Leben im Vaterhause, in der Umgebung der Eltern und Geschwister, von denen Seebeck so gern und erinnerungsvoll sprach, näher verfolgen zu können. Namentlich ein Bild vermissen wir schmerzlich: das seines Vaters, des berühmten Naturforschers Thomas Seebeck, dessen edle und bedeutende Persönlichkeit sich der Seele des Sohnes tief eingeprägt hatte. Von der frühesten Kindheit bis in sein jugendliches Mannesalter hatte er fast beständig unter den Augen dieses Vaters gelebt und das Glück seiner liebevollen und weisen Leitung genossen, die sich mit den Jahren in den vertrautesten Umgang verwandelte, wie Freunde mit einander verkehren. Wenn er mit dem Ausdruck tiefer Innigkeit und Verehrung von seinem Vater sprach, dessen Bild in seinem Arbeitszimmer auf ihn herabsah und in dem Antlitz etwas Goethe'sches hatte, so fühlte man, daß ihm sein guter Genius vorschwebte.

Ich muß deshalb etwas näher von diesem Manne sprechen, der durch seine Sinnesart auf die Jugendgeschichte unseres Seebeck den größten Einfluß geübt hat. Es gereicht unseren heutigen Conversationslexika

nicht zum Lobe, daß wir auf ihren Blättern dem Namen Seebeck, ich meine Vater und Sohn, nicht oder so gut wie nicht begegnen.

Thomas Seebeck, den 9. April 1770 in Reval geboren, hatte von seinen Vorfahren, die wohlhabende Kaufleute waren, weder den Reichthum noch den Beruf geerbt, sondern zunächst die ärztliche Laufbahn gewählt und sich dann der des Naturforschers zugewendet. Nach seiner Verheirathung mit der Tochter des ansbachischen Hofkammerraths Boye (1795) lebte er einige Jahre in Bayreuth und kam, gelockt von dem Ruhme Weimars und der naturphilosophischen Epoche, die Schelling geweckt hatte, nach Jena, wo er im Verkehr mit einer Reihe bedeutender Männer, wie Knebel, Schelling, Hegel, Oken, Loder, Göttling u. a., vor allen aber mit Goethe, acht Jahre zubrachte (1802 bis 1810). Nachdem er sich wieder einige Zeit in Bayreuth aufgehalten und hier dasselbe Haus mit Jean Paul bewohnt hatte, ging er im Frühjahre 1812 nach Nürnberg und von hier im Herbst 1818, gleichzeitig mit seinem Freunde Hegel, der von Heidelberg kam, nach Berlin, wo er als ordentliches Mitglied in die königliche Akademie der Wissenschaften eintrat und durch eine seiner wichtigsten Entdeckungen sich in der Geschichte der Physik und im Andenken der wissenschaftlichen Welt einen vorzüglichen Namen erworben

hat. Hier ist er noch in voller Geisteskraft den 10. Dec. 1831 gestorben. In der öffentlichen Sitzung der Akademie vom 4. Juli 1839 hielt Poggendorf die Gedächtnißrede auf Seebeck.

Es waren drei epochemachende Entdeckungen, welche die seinigen angeregt und hervorgerufen haben: die der Berührungselektricität durch den Italiener Volta (1800), die der Polarisation des Lichts durch den Franzosen Malus (1808) und die des Elektromagnetismus durch den Dänen Oersted (1820). Seebeck erweiterte die Optik nach Malus durch die Entdeckung der sogenannten entoptischen Farben, die er den 21. Febr. 1813 gemacht und im October des folgenden Jahres näher begründet hat; er erweiterte die Elektricitätslehre nach Oersted durch die Entdeckung der Thermoelektricität, die unmittelbar der des dänischen Naturforschers nachfolgte und den Namen Seebeck weltberühmt machte. Im Jahre 1816 theilte die pariser Akademie den ausgesetzten Preis von 3000 Frcs. zwischen zwei Naturforscher, welche in jüngster Zeit sich im Felde der Optik hervorragende Verdienste erworben hatten: Thomas Seebeck erhielt für die Entdeckung der entoptischen Farben die eine Hälfte des Preises, der Schotte David Brewster die andere.

Gerade diese Entdeckung hatte Goethe's lebhafteste Theilnahme und Freude erregt, denn er hielt sie für

eine Bestätigung seiner Farbenlehre. Nichts konnte dem großen Dichter, der den wunderlichen Ehrgeiz besaß, noch mehr als Physiker, denn als Dichter zu gelten, erwünschter sein, als die Unterstützung und der Beifall, die seine Farbenlehre bei einem so angesehenen Physiker, wie Seebeck, gefunden hatte. Da der letztere während der zweiten Hälfte seines jena'schen Aufenthaltes sich mit Untersuchungen über die Vertheilung der Wärme im prismatischen Sonnenbilde beschäftigte, so lag auch die Frage nach der Entstehung der Farben in seinem Wege. Hier traf nun der Physiker, tief durchdrungen, wie er war, von congenialer Bewunderung für die Herrlichkeit Goethe'scher Poesie und Naturanschauung, mit dem Dichter zusammen, der eben damals die systematische Ausarbeitung seiner Farbenlehre betrieb. Der Verkehr beider Männer beschränkte sich nicht blos auf gemeinsame optische Versuche, sondern gestaltete sich bald zu einem persönlichen und freundschaftlichen Verhältniß, welches auch die Familien verknüpfte.

Was zuerst beide zusammenführte, hat, wie es scheint, sie zuletzt getrennt oder einander entfremdet. Seebecks Verhalten zur Farbenlehre schien in Goethe's Augen, der auf diesem Punkte äußerst empfindlich war, während der späteren berliner Zeit nicht das frühere geblieben zu sein. Die Physiker von Fach

sahen damals, wie heute, in Goethe's Farbenlehre einen verfehlten dilettantischen Versuch, einen gänzlichen durch die ästhetische Betrachtung der Sache verschuldeten Irrthum, da doch in der Optik nur die mathematische gelten dürfe. Goethe hingegen nahm Newtons Farbenlehre, welche die Physiker festhielten und fortbildeten, als ein eingewurzeltes Vorurtheil, als einen blinden Schul- und Autoritätsglauben, in dessen sorgfältiger Bewahrung die zünftige Naturwissenschaft gleich einer herrschenden Kirche verfahre und ihn als Ketzer behandle. Daher habe auch Seebeck, seitdem er Akademiker geworden, in Sachen der Farbenlehre eine kluge und vorsichtige Zurückhaltung beobachtet und beobachten müssen. Hatte ihm doch Zelter kurze Zeit nach Seebecks Tode aus dem Munde einiger Akademiker Folgendes berichtet. „So ward gestern von Seebeck gesprochen: wie der Minister Arbeit gehabt, den bedeutenden Mann in die Akademie zu schaffen, der doch der berufenen Farbenlehre ergeben gewesen, sich aber nachher im Amte selber, wo nicht als Abgefallener, doch gemäßigt erwiesen habe, weil er sich hier in der Mathematik nicht stark gefunden." Goethe erwiderte alsbald (den 4. Febr. 1832): „Seebeck, ein ernster Mann im höchsten besten Sinn, wußte recht gut, wie er zu mir und meiner Denkweise in naturwissenschaftlichen Dingen stand;

war er aber einmal in die herrschende Kirche aufgenommen, so wäre er für einen Thoren zu halten gewesen, wenn er nur eine Spur von Arianismus hätte merken lassen." „Sein Sohn versicherte mich noch vor kurzem der reinen Sinnesweise seines trefflichen Vaters gegen mich."

Dieser Sohn ist Moritz Seebeck, der aus dem väterlichen Nachlasse den Briefwechsel mit Goethe aufbewahrt und seiner Familie hinterlassen hat: einige Bruchstücke, Entwürfe und Concepte der väterlichen Briefe und einundfünfzig Zuschriften Goethe's, wovon fünfzehn noch in die jena'sche Zeit (1806–1810) fallen. Die erste ist vom 28. Juni 1806, die letzte vom 16. April 1823.

Die Seebeck'schen Briefe, deren Zahl mindestens ebenso groß sein muß, als die der Goethe'schen, sind in dem nun erschlossenen Archive des Dichters zu Weimar aufbewahrt. Daraus hat in „Goethe's naturwissenschaftlicher Correspondenz", die er im Auftrage der Familie herausgegeben (1874), Bratranek fünf veröffentlicht*, wogegen Goethe's Briefe an Seebeck bis jetzt sämmtlich ungedruckt geblieben sind. Von der Hand des Sohnes herausgegeben und mit einer Vorrede versehen, die nur er hätte schreiben können, wäre dieser Goethe-Seebeck'sche Briefwechsel ein inter-

* Bd. II, Nr. 337–341.

essanter und dankenswerther Beitrag zur Literatur, wie zur Charakteristik beider Männer gewesen.

Nach dem Tode des Vaters richtete Moritz Seebeck den 20. Dec. 1831 folgendes Schreiben an Goethe: „Ew. Excellenz werden zwar von anderer Seite die Nachricht von dem Tode meines Vaters erhalten haben, doch die Achtung und das Wohlwollen, welches Sie meinem Vater im Laufe seines Lebens oft bewiesen haben, die Herzlichkeit und Innigkeit, mit welcher er seinerseits sich aller jener Zeichen freundschaftlicher Gesinnung fortwährend und noch in den letzten Tagen vor seinem Ende erinnert hat, lassen es mir als eine Pflicht erscheinen, eine ausdrückliche Anzeige an Ew. Excellenz gelangen zu lassen, und ich bin ebenso überzeugt, indem ich dieser inneren Stimme Folge leiste, nur im Sinne des Verewigten zu handeln, als ich voraussetzen zu dürfen glaube, daß Ew. Excellenz meine Mittheilung in entsprechender Gesinnung aufnehmen werden. War in den letzten Jahren die Reinheit des freundschaftlichen Verhältnisses getrübt worden, so empfand es mein Vater im innersten Gemüthe schmerzlich; that er gleichwohl keinen Schritt zur Versöhnung, so hat dies allein seinen Grund darin, daß, wie er überall und immer edel dachte und fühlte, er sich niemals entschließen konnte, etwas zu thun, was auch nur den Anschein des Unwürdigen tragen konnte.

Der Gekränkte, wenn er zuerst spricht, bittet. Doch gewohnt, jede Sache unbefangen und von ihrem eigenen Standpunkte aus zu betrachten und zu beurtheilen, blieb ihm Goethe der hohe Geist, an dessen Werken er sich innig erfreute; die Bewunderung, welche einen festeren Grund als den einer persönlichen Neigung hatte, blieb ungeändert. Ew. Excellenz Schriften jedes Inhalts kamen nicht von seinem Tische, sie waren seine liebste Lectüre; oft sprach er es aus: „unter allen lebenden Naturforschern ist Goethe der größte, der einzige, der weiß, worauf es ankommt.“ Oft äußerte er: „von allen unsern Dichtern hat keiner der Menschen Wesen so tief erfaßt als Goethe.“ Oft sagte er: „Goethe versteht die Natur, weil er den Menschen kennt, und er versteht den Menschen, weil er die Natur kennt.“ Ich wiederhole diese Worte, nicht um in des Todten Namen zu thun, was der Lebende verschmähte, sondern weil ich erkenne, wie sehr sie meinen Vater ehren, und glaube, daß vorzugsweise in dieser Beziehung sie auch Ew. Excellenz von Werth sind. Der Tod meines Vaters war sanft und schmerzlos und, wie die Section erwies, Folge einer starken Erweiterung des Herzens. Krämpfe im Unterleib, an denen mein Vater in seinem 52. und 53. Jahre viel gelitten hatte, und welche von einer destruirten Milz hergerührt haben mögen, waren nach zwei-

maligem Gebrauch des Karlsbades ausgeblieben. Das Herzübel scheint später hinzugetreten zu sein und war wohl, wenngleich ohne erkennbares Symptom, die Ursache eines Uebelbefindens, welches bald schwächer, bald stärker meinen Vater in den letzten Jahren seines Lebens nur selten verließ. Seine letzte Krankheit dauerte vier Wochen und führte durch fortwährende steigende Ermattung zum Tode. Am 10. ds. früh um 9 Uhr starb er; als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich von den Seinigen aus dem dunklen Schlafzimmer in das helle Wohnzimmer führen; doch kaum eingetreten, befiel ihn eine Ohnmacht, aus der er nicht wieder zum Bewußtsein zurückkehrte; er athmete tief, doch ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes, seine Züge wurden mehr und mehr heiter und friedlich, noch einmal öffnete er die Augen, sah nach dem Tageslichte und starb. Licht in jedem Sinne des Wortes war bis zum letzten Athemzuge das Bedürfniß und die Freude seines Geistes. Der Anblick des Todten war erhebend, ein unaussprechlicher Ausdruck von Klarheit und Hoheit lag in seinen Zügen; die Würde und der Adel seines Wesens war ungetrübt sichtbar. Die Theilnahme, welche auch unter denen, die ihn nur von fern kannten, sich laut und ungetheilt kundgab, war den Seinigen tröstend. „So ist ein edler Geist von der Erde geschieden.“ Das waren

die Worte, welche jeder aussprach. Indem ich mich und die Meinigen Ew. Excellenz geneigtem Andenken empfehle, habe ich die Ehre mich zu nennen mit innigster Verehrung Ew. Excellenz unterthänigster Moritz Seebeck."

Bratranek hat in dem angeführten Werke auch diesen Brief veröffentlicht (II. Nr. 342), ohne sich um die Antwort Goethe's zu kümmern. Gleich nach dem Tode unseres Seebeck wurde in der „Vossischen Zeitung" (I. Beilage, Nr. 273, den 14. Juni 1884) sein Brief an Goethe reproducirt und die Vermuthung ausgesprochen, daß die darin enthaltene Schilderung vom Tode des Vaters wohl in unwillkürlicher Reminiscenz dem sterbenden Dichter vorgeschwebt haben möge, als dieser kurze Zeit nachher mit dem Worte „Mehr Licht!" aus der Welt schied. Dies bezweifeln wir, ohne es zu bestreiten. Zugleich bemerkt der Correspondent: „Ob Goethe an Seebeck selbst geantwortet, ist unbekannt, aber unwahrscheinlich".

Hier ist diese Antwort vom 3. Januar 1832, einer der ersten Briefe, die Goethe in seinem Todesjahr und einer der letzten, die er überhaupt geschrieben hat. „Auf Ihr sehr werthes Schreiben, mein Theuerster, habe wahrhaftest zu erwidern: daß das frühzeitige Scheiden Ihres trefflichen Vaters für mich ein großer persönlicher Verlust sei. Ich denke mir gar zu gern

die wackeren Männer, welche gleichzeitig bestrebt sind, Kenntnisse zu vermehren und Einsichten zu erweitern, in voller Thätigkeit. Wenn zwischen entfernten Freunden sich erst ein Schweigen einschleicht, sodann ein Verstummen erfolgt und daraus ohne Grund und Noth sich eine Mißstimmung erzeugt, so müssen wir darin leider eine Art von Unbehülflichkeit entdecken, die in wohlwollenden guten Charakteren sich hervorthun kann, und die wir, wie andere Fehler, zu überwinden und zu beseitigen mit Bewußtsein trachten sollten. Ich habe in meinem bewegten und gedrängten Leben mich einer solchen Versäumniß öfters schuldig gemacht und will auch in dem gegenwärtigen Fall den Vorwurf nicht ganz von mir ablehnen. So viel aber kann ich versichern, daß ich es für den zu früh Dahingegangenen weder als Freund an Neigung, noch als Forscher an Theilnahme und Bewunderung je habe fehlen lassen, ja daß ich oft etwas Wichtiges zur Anfrage zu bringen gedachte, wodurch dann auf einmal alle bösen Geister des Mißtrauens wären verscheucht gewesen. Doch hat das vorüberrauschende Leben unter anderen Wunderlichkeiten auch diese, daß wir in Thätigkeit so bestrebsam, auf Genuß so begierig, selten die angebotenen Einzelheiten des Augenblicks zu schätzen und festzuhalten wissen. Und so bleibt denn im höchsten Alter uns die Pflicht noch übrig, das Menschliche, das uns

nie verläßt, wenigstens in seinen Eigenheiten anzuerkennen und uns durch Reflexion über die Mängel zu beruhigen, deren Zurechnung nicht ganz abzuwenden ist. Mich Ihnen und Ihren theuren Angehörigen zu geneigtem Wohlwollen bestens empfehlend ergebenst J. W. v. Goethe."

Die beiden Briefe, von denen der Goethe'sche hier zum erstenmal öffentlich mitgetheilt wird*, enthalten jeder in seiner Art ein schönes und rührendes Denkmal für Thomas Seebeck, welches der Sohn dem Vater und der erhabenste seiner Freunde dem Freund in der Stille gewidmet hat. Von dem Andenken seines vortrefflichen, edlen Vaters ganz erfüllt, von gleicher Bewunderung und von Ehrfurcht für den herrlichen Dichter durchdrungen, von dem Gefühle des Unrechts, das den Vater Jahre hindurch geschmerzt hat, hingerissen, schreibt der jugendliche Seebeck bescheiden und kühn an den 82jährigen Goethe, um diesem zu sagen: mein Vater hat für dich stets die gleiche höchste Anerkennung empfunden und freudig bekannt, und du hast ihn gekränkt! Einen solchen Brief konnte Goethe nicht unerwidert lassen; er antwortet sogleich, seiner

* Inzwischen sind beide Briefe in einem Nekrologe reproducirt worden, den J. Seebeck dem Andenken seines Oheims in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" gewidmet hat.

vollkommen würdig, mit inniger Theilnahme, mit der ihm gemäßen Ruhe und Hoheit, die ein gewisses Gefühl der Schuld keineswegs verleugnet, aber in einer Weise ausspricht, wodurch die Schuld als ein menschlicher Fehler erscheint, den das Bekenntniß sühnt und gutmacht. Hätte der Todte einer Versöhnung bedurft, so würde er deren schönstes Opfer in diesen beiden Briefen gefunden haben, die er dem Sohne verdankt. Und in welchem Grade der Freundschaft und Vertraulichkeit Goethe zu Thomas Seebeck sich hingezogen fühlte, werden wir durch eine Charakteristik ihres Briefwechsels, der auch für die Erkenntniß des Dichters einige sehr interessante und überraschende Blätter enthält, unseren Lesern in einem besonderen Abschnitte, der diesen Erinnerungen folgen soll, vor Augen stellen. Wir schildern damit zugleich die Geistesatmosphäre, in welcher der Sohn aufwuchs.

Was Seebecks Verhalten zur Farbenlehre betrifft, so hat Goethe dasselbe nicht richtig beurtheilt. Auch als Akademiker hat Seebeck seine Ansicht weder geändert noch verheimlicht. Wir hören darüber das vollwichtige Zeugniß der akademischen Gedächtnißrede: „Gemeinsames Interesse an den Farbenerscheinungen veranlaßte, daß er und Goethe öfters Versuche zusammen anstellten, wobei zwar im einzelnen manche Abweichungen zur Sprache kamen, in den Hauptbe-

ziehungen jedoch Uebereinstimmung der Ansichten von dem Wesen der Farbe stattfand." „In der Farbenlehre stand er auf Goethe's Seite und behauptete, wie dieser, die Einfachheit des weißen Lichts."

Die Schilderung des Charakters und der Bedeutung Seebecks, welche die akademische Gedächtnißrede in wenig Worten gibt, bestätigt das Bild, welches in der Seele des Sohnes lebte. „Ein feuriger Sinn für die Wissenschaft, der auch fremdes Verdienst bereitwillig anerkannte, ein entschiedener männlicher Charakter und ein würdevolles Aeußeres, das in Gestalt und Haltung an den ihm wenige Monate später nachfolgenden Dichtergreis erinnerte, waren die seltenen Gaben, mit welchen die Natur einen Mann ausgerüstet hatte, der zwar von Freunden und Gelehrten hochgeschätzt worden ist, im weiten Publikum aber nie jene Berühmtheit genossen hat, zu welcher Lehramt und Schriftstellerei, zwei von ihm nicht betretene Wege, bisweilen nur allzu wohlfeil verhelfen." „Nur wenige sind berufen, die Wissenschaft durch Theorie und Experiment in gleichem Maße zu fördern. Glücklich schon der, dem es in einer Weise gelingt! Doppelt zu preisen aber ist, wem es, wie Seebeck im Thermomagnetismus, beschieden wird, am Abend eines der Wissenschaft aus dem reinsten und edelsten Antriebe gewidmeten Lebens ein Denkmal für sich zu

errichten, das nur mit der Wissenschaft selbst seinen Untergang finden kann."

Daß dieser Mann zugleich der beste Vater gewesen, möge uns Goethe bezeugen, der den 10. Mai 1816 an S. Boisserée schreibt: „Daß Sie unseren Freund Seebeck in seinem Familienkreise gesehen, ist mir sehr lieb; man muß ihn als Stamm- und Hausvater erkennen, wenn man seinen ganzen Werth einsehen will." Und wer den Sohn gekannt und in seinem Familienkreise gesehen hat, wird dieses Wort in vollstem Maße auch auf ihn anwenden. Den Söhnen wie den Enkeln von Thomas Seebeck ist jenes glückliche Loos zu Theil geworden, welches Goethe in seiner Iphigenie preist: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!"

II.

Jugendzeit und Ehe.

1. Lehrjahre und Lehramt.

Die Orte, welche der ältere Seebeck während der zweiten Hälfte seines Lebens zu seinem Aufenthalte gewählt hat, sind gleichsam die Stationen in der Jugendgeschichte des unsrigen: Jena, Bayreuth, Nürnberg und Berlin. In derselben Stadt, wo seine Wiege gestanden, wo der Schauplatz seiner ersten fünf und seiner letzten dreiunddreißig Lebensjahre war, hat er sein Grab gefunden. Er wurde den 8. Januar 1805 in Jena geboren. In dem frühsten Dämmerlicht seiner Erinnerung lag der Eindruck der verhängnißvollen Schlacht. „Indem ich nach dem Datum sehe", schreibt er den 14. October 1848, „bemerke ich, daß es der Schlachttag von Jena ist. Wie jämmerlich ist es mir da ergangen, als ich, ein Jüngel-

chen von 7/4 Jahren, von der Mutter Nachts aus dem Bette geholt und mitten durch den Kriegslärm und die brennenden Häuser fortgetragen wurde." Aus seiner Knabenzeit in Bayreuth ist ihm eine Erinnerung stets lebhaft geblieben: das Bild Jean Paul's, in dessen Arbeitszimmer er oft gespielt hat; er wußte sehr hübsch zu schildern, wie bei gemeinsamen Fahrten sein Vater und J. Paul sich erst eine Zeit lang eifrig unterhielten, dann stockte das Gespräch, und J. Paul langte aus dem Wagenkästchen seine Bücher hervor, darunter auch chemische, um Lesefrüchte zu sammeln. In Nürnberg wurde er ein Schüler des Gymnasiums, dessen Rector seit 1808 Hegel war, der Freund seines Vaters, der Philosoph, der zehn Jahre später nach Berlin berufen wurde, wo er durch seine Vorlesungen und Werke die Schule ins Leben rief, die bis gegen die Mitte des Jahrhunderts den größten Einfluß auf die Anschauungsweise der Zeit ausübte. Mit der Übersiedelung des Vaters nach Berlin kam Seebeck mit seinem jüngeren Bruder August auf das Gymnasium zum grauen Kloster, welches damals von J. Bellermann geleitet wurde. K. Bormann schreibt in seinen „Erinnerungen an das graue Kloster" (1874): „Als einen besonders günstigen Umstand muß ich es bezeichnen, daß, während ich in Secunda und Prima saß, die beiden

Brüder Seebeck, zwei liebenswürdige, sehr begabte und dem Studium der alten Sprachen mit dem größten Fleiß ergebene Jünglinge, meine Mitschüler waren. An ihnen hatte Walch seine volle Freude, und die Bevorzugung, die sie von ihm erfuhren, wurde ihnen von niemand beneidet, weil sie als verdient gelten mußte. Aber dadurch, daß er in ihnen Schüler besaß, auf welche er, wenn alle ihn im Stich ließen, fast immer mit Sicherheit, gewiß immer mit Hoffnung zurückgreifen konnte, stumpfte sich vielfach sein Sarkasmus und sein Unwille ab, und der Unterricht blieb ohne Unterbrechung im Zuge."

Seebeck widmete sich dem Studium der classischen Philologie; er wurde den 23. April 1823 an der Universität zu Berlin immatriculirt und ging, nachdem er hier die ersten drei Semester studirt hatte, zur Fortsetzung seiner Studien für die beiden folgenden nach Leipzig (Mich. 1824 — Mich. 1825), von wo er nach Berlin zurückkehrte. In Leipzig war es vorzugsweise Gottfried Hermann, dessen Vorlesungen er zu hören wünschte, in Berlin haben vor allen Boeckh, Hegel und Schleiermacher einen tiefen und fortwirkenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Nachdem er im Herbst 1826 die Oberlehrerprüfung in ausgezeichneter Weise bestanden hatte, wurde er unter Boeckh Mitglied des pädagogischen Seminars für ge-

lehrte Schulen und begann mit dem Probejahr am Gymnasium zum grauen Kloster gleichzeitig seine pädagogische Laufbahn. Nach zwei Jahren wurde er am Joachimsthal'schen Gymnasium unter Meineke Alumneninspector und hier im Jahre 1832 als ordentlicher Lehrer mit dem Titel eines Professors angestellt.

Mit welcher Hingebung er seinen Beruf ergriff und mit welchem Eifer er die Aufgabe des Lehrers mit der des Erziehers zu vereinigen suchte, möge er selbst uns sagen, wie er sich in seinen vertrautesten Briefen aus jener Zeit darüber ausspricht. „Den Fähigen zur Selbständigkeit zu entwickeln, den Unfähigen methodisch zu leiten, den Verschlossenen zu entfalten, den Zerstreuten zu sammeln, den Ueberschweifenden zu regeln, den Besonnenen zu erwärmen, vor allem aber die Wissenschaft theuer und die Religion unentbehrlich zu machen: dies ist die schöne Aufgabe, zu deren bestmöglicher Lösung ich mich mit jedem erwachenden Tage freudig und begeistert wende." „Immer ist festzuhalten, daß unsere höchste Aufgabe nicht darin besteht, die Gesammtheit zu discipliniren, sondern den Einzelnen zu erziehen. Die Erziehung fordert freie Entwickelung des Individuums. Geht aber die äußerlich regelnde Zucht so weit, daß sie die Berechtigung der Indi-

vidualität negirt, so wirkt das Mittel gegen den Zweck und ist vom Übel."

Mit welchem Erfolge er diese einsichtsvollen Worte zu bethätigen gewußt hat, mögen uns die Meister bezeugen, unter deren Augen er wirkte; sie erkannten in ihm eine eminente pädagogische Kraft, die zu erhalten und zu gewinnen von höchstem Werthe sei. In seinem an das Unterrichtsministerium erstatteten Bericht vom 10. Januar 1829 äußert sich Boeckh in folgender Weise: „Besonders machen wir noch auf Seebeck aufmerksam, der immer mehr Kenntnisse, Übersicht, Besonnenheit, Tact und Reife des Urtheils entwickelt hat, so daß aus ihm nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer, sondern ein vortrefflicher Director eines Gymnasiums werden kann, wozu ihm wenig mehr fehlt, als das gehörige Alter und die nur damit zu erlangende Erfahrung, welches vielleicht übertrieben scheinen mag, sich jedoch, wenn Ausführlichkeit hier an ihrem Ort wäre, leicht würde rechtfertigen lassen." Auch Meineke erklärte, daß „Seebeck alle Eigenschaften eines Lehrers und Erziehers in so ausgezeichnetem Maße verbinde, daß es als eine wahre Calamität für die Anstalt zu betrachten sei, wenn derselbe ihr nicht erhalten bliebe".*

---

* J. Seebeck: Nekrolog von M. Seebeck. Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen. S. 393 – 395.

Während er mit solcher Liebe und solchen Erfolgen in seinem Lehramt arbeitete, wurde er in den Jahren 1832—1835 unter dem Ministerium Altenstein in dem Departement von Johannes Schulze als Hülfsarbeiter beschäftigt. Es geschah auf seinen Wunsch, weil er das Unterrichtswesen auch vom Standpunkte der Verwaltung aus durchdringen wollte. Der Minister zögerte zuerst, den ausgezeichneten jugendlichen Lehrer der Ausübung seines pädagogischen Berufes durch anderweitige Arbeiten zu entziehen, aber er hatte die Freude, einen ebenso vorzüglichen Arbeiter in der Verwaltung des Unterrichtes heranreifen zu sehen, dem er in amtlicher Weise wiederholt seine Anerkennung und vollste Zufriedenheit aussprechen konnte.

Die pädagogischen Aufgaben, die unseren Seebeck erfüllten, wurden durch diese getheilte Arbeit keineswegs zerstreut, sondern erhöht. Wie mannichfaltig seine Thätigkeit sich auch gestaltet hat, sie blieb immer gesammelt, und er war sich stets des Zusammenhanges seiner Zwecke und Themata bewußt, eingedenk jenes Goethe'schen Ausspruches, der zu seinen Lieblingsworten gehörte: „Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel." Daß er seine hohen Ziele stets im Auge behielt, ganz und ohne alle Nebenabsichten von der Sache erfüllt war, die er ergriffen hatte, daß er dafür die volle

Tüchtigkeit seiner an Leib und Seele ganz unverdorbenen Kraft einsetzte, das hat diesen Mann bis in sein spätes Alter jung erhalten. In einem Briefe vom 23. April 1850 bemerkt er in einer Nachschrift: „Heute vor 27 Jahren bin ich Student geworden. Wie verfliegen die Jahre, und doch fühle ich mich darum nicht um so vieles älter!“ Und siebenundzwanzig Jahre später hätte er noch dasselbe sagen können.

2. Das Brüderpaar.

Wir haben schon des jüngeren und einzigen Bruders gedacht, den unser Seebeck hatte und seit den Tagen der Kindheit mit aller Hingebung und Zärtlichkeit seines Herzens liebte. Ohne diese Bruderliebe, deren wechselseitige Innigkeit sich nie trübte und mit den Jahren durch die bewußte Werthschätzung nur an Stärke gewann, würde sein Leben eine der schönsten und glücklichsten Erfüllungen entbehrt haben. Sein Bruder war und blieb bis zu dem Augenblicke, wo ein vorzeitiger Tod ihn der Welt entriß, in der ganzen Bedeutung des Wortes sein Herzensfreund, und er hat niemals einen vertrauteren gehabt. Sie waren auch Altersgenossen, in demselben Jahre 1805 geboren: Moritz den 8. Januar und August den 27. December. Alle Jugendschicksale hatten sie gemein, die elterliche

Liebe und Erziehung, wie die kindliche Pietät, das hohe Vorbild des Vaters, zu dem beide in gleicher Liebe und Bewunderung emporsahen, die Spiele der Kindheit, den häuslichen Arbeitstisch, die Schulzeit in Nürnberg und Berlin; dann nahmen von einer gemeinsamen Grundlage aus, die jede enge und geistlose Einseitigkeit ausschloß, ihre wissenschaftlichen Berufswege verschiedene Richtungen. Während der ältere Bruder sich dem Studium der classischen Philologie hingab, ergriff der jüngere das der Mathematik und Naturwissenschaften; er begann seine akademischen Lehrjahre, als Moritz nach Leipzig ging, und hat sie in Berlin auch fortgesetzt und vollendet. Im Jahre 1830 habilitirte er sich an der Universität zu Berlin und las mit großem Erfolge über Optik und Akustik, zugleich lehrte er am Kölln'schen Gymnasium und an der Kriegsschule; Ostern 1843 wurde er als Director der technischen Bildungsanstalt und der Baugewerkeschule und als Professor der Physik nach Dresden gerufen, in welcher Stellung er sechs Jahre lehrend und verwaltend in mustergültiger Weise gewirkt und sich die dankbare Verehrung und Liebe seiner Collegen und Schüler verdient hat. Er war bereits zum Professor der Physik an der Universität Leipzig designirt, als er an den Blattern erkrankte und nach einer neunzehnjährigen Wirksamkeit als Lehrer und Forscher

im Dienste der Wissenschaft und nach einer neunjährigen überaus glücklichen Ehe den 19. März 1849 starb. Am Grabe dieses Mannes sagte Professor Schubert: „Seine Thätigkeit war ausschließlich der Wissenschaft, seine Muße seiner Familie und den Freunden gewidmet. Er gehörte zu jenen Glücklichen auf dieser Erde, die durch keine Leidenschaft regiert werden und deshalb auch keine Übereilungen zu büßen haben." Darum ist gewiß richtig, was wir in einer wissenschaftlichen Gedächtnißrede über ihn lesen: „er war vielleicht einer der Glücklichen, die keinen Feind haben".

Ein solcher Mann würde die Hochschätzung und Liebe unseres Seebeck gewonnen haben, wo er ihm auch begegnet wäre. Nun waren sie Brüder, von gleichen Familiengefühlen beseelt, von denselben edlen Gesinnungen und der Bestrebung erfüllt, für die hohen Zwecke der Wissenschaft zu arbeiten und das geistige Wohl anderer zu fördern; sie waren einander ähnlich in allen moralischen Empfindungen, selbst im Ton und Ausdruck der Stimme. Und doch waren sie von Natur und Sinnesart wie durch ihre wissenschaftliche Geistesrichtung auch wieder verschieden genug, um sich vortrefflich zu ergänzen und jeder auf den anderen wohlthätig einzuwirken, so daß zwischen beiden die schönste brüderliche Harmonie stattfand. Sie waren und fühlten sich unzertrennlich und einander unent-

behrlich, so erschienen sie auch den Freunden des Hauses, die das Brüderpaar Castor und Pollux nannten. August Seebeck verhielt sich in seiner Art, Dinge und Menschen zu nehmen, sehr ruhig, besonnen und abwägend, während der ältere Bruder sich schnell ergreifen und von Personen und Sachen, die ihn ergriffen, enthusiastisch erregen ließ, woher es kam, daß er auch mancherlei Illusionen und Täuschungen sich aussetzte, die jener vermied. Selbst dem Vater gegenüber, dem beide doch mit gleicher Innigkeit und Ehrfurcht anhingen, trat dieser Unterschied zu Tage. Moritz, der Schüler Hegels und Schleiermachers, der Bewunderer hellenischer Weisheit, empfing die väterlichen Mittheilungen stets mit begeisterter Hingebung, weil ihn der philosophische und ideenvolle Charakter derselben sogleich ansprach und in Feuer setzte, während August, dem die Schule der Mathematik und Naturwissenschaft schon ihre Bedenken gegen die Naturphilosophie eingeflößt hatte, seine Einstimmung zurückhielt und wohl zum Bruder vertraulich sagte: „der Vater strebt mir zu hoch, er verliert darüber den sicheren Grund und Boden".

Diese Ruhe und Sicherheit des Urtheils, die aus echter Wahrheitsliebe und Einsicht hervorging, gab dem jüngeren Bruder in den Augen des älteren ein Gewicht, das dieser durch seine Liebe verstärkte und mit

Freuden als ein Übergewicht empfand; es that ihm wohl, etwas von der Bewunderung, die er für den Vater hegte, auf den Bruder zu übertragen, den er mit so redlichem Fleiße und mit einer solchen intellectuellen Tüchtigkeit auf dem Felde der väterlichen Forschungen arbeiten und fortschreiten sah. Er wünschte für seinen Bruder einen Wirkungskreis an der berliner Universität, und da er selbst bei Johannes Schulze in günstigstem Ansehen stand, so suchte er durch eine briefliche Fürsprache bei dem letzteren diesen Wunsch zu erreichen; er schilderte ihm seinen Bruder, „den er weit höher achte, weit mehr liebe als sich selbst". Die Schicksalswege hatten die Brüder räumlich getrennt, die über ein Menschenalter in jedem Sinne vereinigt gelebt hatten. Nach dem ersten Wiedersehen schrieb er dem Bruder: „Als ich mich von dir abgewendet hatte und mit jedem Schritte mich weiter von dir trennte, da klang es immer: „„ihn hat es fortgerissen, als wär's ein Stück von mir!"" Was für ein Opfer ich bringe dadurch, daß ich von dir getrennt lebe, davon hat niemand einen Begriff als wir beide und unsere theure Mutter." (27. Aug. 1836.) Und einige Monate später: „Wenn ich dich nicht hätte und nicht alle Zeit gehabt hätte, ich weiß nicht, was ich wäre; aber ein anderer und Schlechterer wäre ich in jeder Hinsicht, das ist mir außer Zweifel. Darum Dank

dem lieben Gott, daß er mir meinen August gab, und Dank dem lieben August, der mir sein Herz gab."

In den Briefen an seinen Bruder hat Moritz Seebeck stets sein ganzes Herz ausgeschüttet und ihm (namentlich aus seinen Erlebnissen in Meiningen) Dinge anvertraut, welche er außer dem Bruder und der eigenen Frau gewiß nie einem Menschen gesagt oder geschrieben hat, und die kein anderer je erfahren sollte. Ich vermuthe, daß aus diesem Grunde in seinem Nachlasse nichts von den Briefen seines Bruders zu finden war, und ich bin dem Sohne des letzteren dankbar, daß er die im Nachlasse seines Vaters befindlichen Briefe unseres Seebeck mir mitgetheilt und mich dadurch in den Stand gesetzt hat, dieses Lebensbild zu vervollständigen, indem ich einen seiner schönsten und werthvollsten Züge hinzufüge.

In den Augusttagen des Jahres 1848 haben sich die Brüder in Frankfurt am Main, wohin die Hochfluth der Märzstürme den älteren getrieben hatte, zum letztenmal gesehen. Den 28. März des Jahres 1849 sollte in Frankfurt die Kaiserwahl stattfinden, von deren Annahme oder Nichtannahme in Berlin damals die Geschicke Deutschlands abhingen. Seebeck war an seinen frankfurter Posten gefesselt und in seinem Gemüth von den Vorgefühlen der großen Entscheidungen, welche die nächsten Tage bringen sollten, bestürmt,

als er die Erkrankung des Bruders erfuhr; er dachte nicht an seinen Tod und hoffte mit Sicherheit auf die Nachricht der Besserung, als er die Todesnachricht erhielt. Jetzt war in der schmerzlichsten Weise das Wort erfüllt: „es hat ihn fortgerissen, als wär's ein Stück von mir". Dies hatte er damals dem Bruder geschrieben, als er nach der Trennung ihrer Lebenswege ihn zum erstenmal wiedergesehen und Abschied von ihm genommen. So schrieb er jetzt an seine Frau: „Unser guter August ist nicht mehr unter den Lebenden und ruht schon im Schooß der Erde. Ein Gedanke, der mir bald unfaßlich scheint, bald mich bis ins innerste Mark erschüttert! Du kennst meine Liebe zu ihm und begreifst es, wenn ich sage, daß mir ist, als ob von mir selbst ein Theil gerissen wäre."

Als er einige Zeit später nach Berlin kam, die Seinigen, das elterliche Haus und alle die Stätten wiedersah, wo er mit dem Bruder vereinigt gelebt hatte, gab er sich diesen süßen und wehmüthigen Erinnerungen mit voller Seele hin. Oft hatten sie gemeinsam den Tegler See besucht. Der Anblick desselben weckte ihm ein Gedicht, worin er das Bild des Bruders verklärt und sich selbst, wie er mit ihm gepaart war, geschildert hat:

Wie an dem kräftigen Stamme der Epheu sich grünend emporhebt,
So umschlang mein Gemüth früh seinen stärkeren Geist.

Denn ob der Jüngere auch, die Ulme war er, die ernste,
Ich der rankende Zweig, der ihn beweglich umschloß.
Aufwärts war mir der Trieb, doch wechselnd schwankte die Richtung,
Er beharrenden Sinns gab mir den sicheren Halt!
Wie es das Herz ihm gebot, in nie abirrendem Streben
Wuchs er zum Lichte empor, zog er mich mit sich hinan.
Castor und Pollux nannten uns da die Freunde des Hauses,
Und so war es ja auch, wie es der Mythus erzählt:
Jener als Bruder gepaart und dennoch innerst verschieden,
Er das olympische Kind, ich der irdische Sproß.
Castor und Pollux! so ist es, auch sie ja mußten sich trennen:
Pollux zum hohen Olymp, Castor ins düstere Reich.
Aber den Vater der Welten erbarmte die sehnende Liebe,
Ließ den Verstoßenen nicht unter den Schatten allein,
Denn er schuf das leuchtende Bild des unsterblichen Bruders,
Daß er, zu ihm gesellt, lindre den zehrenden Harm.
So auch meines Verklärten Gestalt, sie ist mir geblieben,
Leuchtet dem suchenden Geist hier auf umschattetem Pfad.

3. v. Krauseneck, Vater und Tochter.

Doch kehren wir in die Lebensgeschichte unseres Seebeck zurück, die wir in dem Stadium der Lehrwirksamkeit am Joachimsthal'schen Gymnasium verlassen hatten. Wie sehr auch die Ausübung des pädagogischen Amtes seinen Interessen und Fähigkeiten entsprach, so bedurfte er doch noch einer innigeren Lebenserfüllung, als die Berufsarbeit ihm gewähren konnte, denn seine ganze Persönlichkeit mit aller ihr verliehenen Charakterstärke und intellectuellen Begabung wurzelte in der Tiefe des Gemüthes. Hier

wollte er erfüllt und befriedigt sein, um mit ganzer, froher Kraft zu wirken. Und wir müssen es mit ihm selbst als sein schönstes Glück preisen, daß er den sicheren Schatz im Herzen schon gewonnen hatte, als er im ersten Mannesalter seine Laufbahn begann.

Unter den Familien in Berlin, mit denen die seinige befreundet war, stand in erster Reihe die des Generals W. J. v. Krauseneck, eines der seltenen Männer, die von unten herauf ohne jede ererbte Protection eine ruhmvolle und glänzende militärische Laufbahn blos durch ihr Genie und die Fülle ihrer militärischen Tugenden gemacht haben. Was diesen Sohn eines bürgerlichen unbemittelten Beamten in Bayreuth frühzeitig aus innerster Neigung für den Soldatenstand gewonnen hatte, war nicht der äußere Glanz, sondern der thatenvolle kriegerische Beruf: er wollte ein Held werden nach Art der Römer, von denen der Knabe in der Schule gehört hatte. Aus dem ansbacher Cadeten wurde im Jahre 1792 ein preußischer Ingenieuroffizier, der durch seine Tüchtigkeit schnell vorrückte. Er hat die Feldzüge von 1792, 1807, 1813 und 1814 mitgemacht und auf den Schlachtfeldern von Eilau, Groß-Görschen und Bannes den Orden pour le mérite und das eiserne Kreuz beider Klassen erworben. Mit fünfzig Jahren wurde er Generallieutenant und vier Jahre später (1829) Chef des großen Generalstabes der

preußischen Armee. Die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. haben in höchster Weise ihn nicht blos ausgezeichnet, sondern persönlich geschätzt, wie auch Kaiser Nikolaus I. von Rußland; Kaiser Wilhelm hat noch im Jahre 1842 sich mit dankbarer Anerkennung seinen „steten Schüler" genannt. Alle diese hohen Erfolge und Ehren haben ihn nie verblendet und gehindert, mit der loyalsten patriotischen Gesinnung eine völlig unabhängige und menschlich freie Lebensanschauung zu vereinigen.

Noch lebhafter als der Lorbeer des Helden lockten ihn die Befriedigungen des Herzens und des häuslichen Glückes. Die Tochter eines ostpreußischen Hauses hatte beim ersten Anblick sein Herz getroffen, Charlotte v. Heyden, deren Großmutter jene Frau v. Klingsporn gewesen war, die als Fräulein Charlotte v. Knobloch mit Kant über Swedenborg correspondirt und den bekannten vielbesprochenen Brief des Philosophen im Jahre 1763 erhalten hatte. Nach der Schlacht bei Eilau schreibt Krauseneck an seine Braut: „Seit du mich liebst, gibt es für mich einen höheren Zweck des Daseins als den, einst in der Geschichte zu glänzen. Ich werde auch in dieser für Preußens Krieger traurigen Periode meine Pflicht als Mann treu erfüllen und aushalten, aber wenn einst ruhigere Tage erscheinen sollten, nur dir einzig zu leben suchen im Wirkungs-

kreise des glanzlosen Privatmannes. Ich bin von dir wahrhaft unzertrennlich und im Geiste immer bei dir. Oft wenn ich des Nachts unter meinen Leuten umhergehe, wenn sie ruhig schlafend am Wachtfeuer liegen, stehe ich, in meinen Mantel gehüllt, im Andenken an dich versunken. Für mich ist die Ehe ohne die innigste Seelenverwandtschaft die Kette des Galeerensklaven; ihr einziger Zweck ist Glück durch wechselseitige Veredelung." Und so dachte nicht etwa nur der dreißigjährige, sondern noch der siebzigjährige Mann. „Die Welt in sich tragen ist die wahre Garantie des Bestehens. Der Trieb der absoluten Geselligkeit hat mir immer gefehlt. Obenan steht das Familienglück, und davon ist mir viel, recht viel zutheil geworden."

Aus dieser glücklichen Ehe waren sieben Töchter hervorgegangen, deren zweite (geb. den 31. Juli 1811) die Frau unseres Seebeck wurde. Die jungen Herzen hatten sich in der Stille gefunden und verstanden. Und so verstand sich auch ihre Antwort von selbst, als am 9. Juli 1831 Seebeck im häuslich geselligen Kreise am Theetisch seiner Mutter mit Frl. v. Krauseneck zusammentraf und sie mit leiser Stimme fragte, ob sie ihm für das Leben gehören wolle; sie beschrieb mit dem Instrument der weiblichen Arbeit, die sie eben beschäftigte, ihren Namen Ida und

machte daraus ein Ja. Und daß Moritz Seebeck auch ein Mann nach dem Herzen Krauseneck's war, zu dem er selbst wie zu seinem Vater emporblickte, brauchen wir nicht erst besonders zu sagen.

Den 8. September des folgenden Jahres wurde die Ehe geschlossen, die ihr goldenes Jubiläum erlebt und überlebt hat und eine der glücklichsten werden sollte, die es je gegeben*. Wohl haben Amt und Beruf es mit sich gebracht, daß während seiner fast 52jährigen Ehe Seebeck zu verschiedenen malen sich auf kürzere wie längere Zeit von Frau und Familie trennen mußte, und es mögen, wenn man alles zusammenrechnet, etwa zwei Jahre herauskommen, die er von den Seinigen entfernt war. Während dieser Zeit hat er an seine geliebte Frau gegen 250 Briefe geschrieben, jeden dritten Tag kommt einer, der stets mit einem Ergusse der innigsten Sehnsucht beginnt und dann alles Erlebte ausführlich und treu, in heiterer wie ernster Stimmung erzählt, damit es seine Frau mit ihm erlebe. Und so sind die Gatten in beständiger, durch die Trennung noch erhöhter Gemeinschaft geblieben. Es war eines der letzten Worte, die Seebeck sterbend an die treue Lebensgefährtin richtete: „Von dir gibt es keine Trennung!"

* S. „Allg. Ztg." 1882. Beilage Nr. 250.

Den 11. Juni 1842 schreibt er von London: „Heute sind es elf Jahre, daß ich zu deinen Eltern ging und sie bat, mir das Beste zu geben, was sie hatten. Ich durfte hoffen, daß sie meinen Wunsch erfüllten, und doch war es mir undenkbar, daß ich einen solchen Preis gewinnen sollte, ich fühlte mich so gering und wußte nicht, woher ich den Muth nehmen sollte, um zu sagen: gebt mir eure Ida, daß sie für immer mein sei! Mit beklommenem Herzen trat ich ins Haus, aber die Bangigkeit war bald gewichen, als mich deine Eltern und nun auch meine Eltern freudig empfingen, freundlich hörten und mit einem Vertrauen, auf das ich Zeit meines Lebens stolz sein werde, meine Bitte erfüllten.“ „Selig war ich, aber so selig, wie ich mich heute fühle, da ich auf die vergangenen elf Jahre zurückblicke, so selig fühlte ich mich damals doch nicht. Alles Schöne und Gute, was ich damals ahnte und hoffte, ist mir durch deine Liebe in vollstem Maße zutheil geworden, aber nicht blos das; das Glück, welches du mir seit jenen Tagen gebracht hast und täglich bringst: das ist größer, besser, schöner, als ich vorher ahnen konnte.“ Und so ist es auch die folgenden vierzig Jahre geblieben.

Es kamen mitunter schwere Zeiten, die zwar das innere Glück nie gestört, vielmehr nur gestärkt haben, aber doch recht sorgenvoll und auch leidvoll waren.

Seebeck legte für sich gar kein Gewicht auf den Besitz äußerer Glücksgüter, er dachte, wenn es sich um Vortheile dieser Art handelte, stets an andere, nie an sich, und es fehlte ihm jedes Organ, um nach Ehre oder Geld zu streben. Je länger man lebt, um so mehr erfährt man, daß die seltensten Menschen die uneigennützigen sind. Seebeck war einer dieser Seltenen. Er verstand es vorzüglich, den finanziellen Nutzen der ihm anvertrauten Anstalten zu besorgen und zu vergrößern; da war er ein sehr genauer und sorgfältiger Rechner, ein sehr kluger und umsichtiger Finanzmann, der in dieser Hinsicht namentlich auch für die Universität Jena Bewunderungswürdiges geleistet hat, aber wenn es seine Person betraf, konnte er denken und handeln wie der Derwisch im Nathan. Nun aber war er kein Derwisch, sondern Staatsrath, Curator, ein hochgestellter Mann, der Ämter und Würden führte, die gesellig und häuslich zur Geltung gebracht sein wollten. Es war dies nicht blos eine äußere Repräsentation, sondern eine der Nothwendigkeiten seines Lebens, eine anmuthige Pflicht, für deren Erfüllung er selbst den Sinn, die persönliche Gastfreiheit und Liebenswürdigkeit in vollstem Maße besaß, aber ein guter Genius mußte ihm beistehen und mit leichter, liebender, sorglicher und geschickter Hand alles um ihn her ebnen und glätten. Und

dieser Genius war die vortreffliche Frau, die es verstanden hat, ihm das Haus und die Welt leicht zu machen, wo die Sorgen beide zu erschweren drohten, die tapfere Frau, die mit ihm das schwere Leid trug, als zwei hoffnungsvolle Söhne in der Blüthe der Jugend schnell nach einander starben. Es war die Tochter ihres Vaters. Er vergleicht sie gern und oft in seinen Briefen mit Stauffachers Frau, die bei Schiller „des edlen Ibergs Tochter, des vielerfahrenen Mannes", heißt. „Ich kenne", schrieb er von Bonn, den 19. Mai 1844, „einen alten Schulmann, einen Prinzenerzieher, einen Consistorialrath, einen schriftstellernden Pädagogen, der von dir, des weisen Ibergs hochverständiger Tochter, viel, ach wieviel gelernt hat!"

III.

Die Erziehung des Erbprinzen von Meiningen.

1. Die Berufung.

Nachdem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen während der ersten acht Jahre seiner Regierung die Verfassungs- und Verwaltungszustände seines Landes geordnet hatte, begann er die Verbesserung des Schulwesens, namentlich der höheren Unterrichtsanstalten, in Angriff zu nehmen. Auch hier war ein Feld, um den Namen, den Herzog Georg diesem seinem einzigen, spät geborenen Erben (17. Dec. 1800) gegeben hatte, zu rechtfertigen; er hatte ihn Freund genannt, weil er ein Freund der Menschen, vor allen der seines Landes und Volkes werden sollte. Und man darf es dem Herzog Bernhard Erich Freund und seiner 45jährigen Regierung (17. Dec. 1821 bis

20. Sept. 1866) nachrühmen, daß er stets von eifrigstem Interesse für die Angelegenheiten seines Landes erfüllt und mit den Personen und Verhältnissen desselben bis in das Einzelne auf das genaueste vertraut war.

Die Einrichtungen und die Verwaltung der beiden Landesgymnasien waren so veraltet, daß ihre Leistungen hinter den Forderungen der Zeit hatten zurückbleiben müssen. Ein drittes Gymnasium in Schleusingen besaß Meiningen gemeinsam mit Preußen und hatte dafür Beiträge zu zahlen, welche der Herzog gern abgelöst hätte, um diese Mittel zum Besten der eigenen Gymnasien zu verwenden. Der Versuch zur Abtrennung war auch wiederholt gemacht worden, aber an Hindernissen preußischerseits gescheitert, die weniger im Ministerium des Unterrichts als in dem des Auswärtigen lagen. Nun wünschte der Herzog zur Ausführung seiner Reformpläne einen vorzüglichen preußischen Schulmann zu berufen, welcher Director des Gymnasiums in Meiningen sein und zugleich als Mitglied des Consistoriums in Hildburghausen an der Leitung des gesammten Unterrichtswesens theilnehmen sollte. Der Schulrath v. Türk in Potsdam, Meininger von Herkunft und im Fach der Erziehung bewährt, erhielt den Auftrag, die geeignete Persönlichkeit zu finden. Sie war gleich gefunden. Johannes Schulze, vortragender Rath im Ministerium des Unterrichts, ein

mit Altenstein gleichgesinnter und für alle höheren Bildungszwecke enthusiastisch thätiger Mann, empfahl als eine Person, die für die Absichten des Herzogs nicht geeigneter gedacht werden könne, den jungen Professor Moritz Seebeck, wenn sich derselbe entschließen wolle, die Vorzüge seiner preußischen Laufbahn und seiner berliner Stellung zu opfern. Diesem erschien der Ruf, der ihn aufforderte, die Gymnasien eines deutschen Landes auf die Stufe preußischer zu heben, als eine pädagogische Mission, die ihn lockte; er fühlte sich von einem Wirkungskreise angezogen, worin er sein Lehrtalent bethätigen und sein Verwaltungstalent im Gebiete des Unterrichts erproben konnte. So trat er den 18. April 1835 als Gymnasialdirector und Consistorialrath in den meiningen'schen Staatsdienst. Noch bevor er kam, hatte er dem Herzog wie dem Lande einen sehr willkommenen Dienst erwiesen: es war ihm gelungen, durch seine persönlichen Vorstellungen bei Eichhorn, dem damaligen Director im auswärtigen Amt, jene Hindernisse, die der Loslösung des Gymnasiums in Schleusingen aus dem Verbande mit dem Herzogthum im Wege standen, zu beseitigen und dadurch die Mittel für das Gymnasium in Meiningen zu vermehren.

Der Herzog knüpfte an Seebecks Berufung noch eine besondere Absicht, er wünschte, daß der neue

Schuldirector in pädagogische Beziehungen zu dem Erbprinzen Georg, seinem einzigen, damals neunjährigen Sohne (geb. den 2. April 1826), treten sollte. Auch war davon gleich in den ersten Verhandlungen, die Schulrath v. Türk zu führen gehabt, die Rede gewesen. Als dieser Seebecks persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, schrieb er ihm den 4. Februar 1835: „Sie werden einen entschiedenen Einfluß auf die Erziehung des Erbprinzen bekommen; das ist in meinen Augen wichtig, denn wir leben in einer Zeit, wo mehr als jemals daran liegt, daß unsere deutschen Fürsten ihre Stelle mit Würde und Umsicht ausfüllen."

Seebecks Persönlichkeit hatte schon in ihrer äußeren Erscheinung mit der hohen schlanken Gestalt und den edlen, geistvollen Gesichtszügen, die in ihren scharfen Formen den Ausdruck ungemeiner Milde und Freundlichkeit trugen, etwas außerordentlich Sympathisches und Gewinnendes; er wußte mit aller Offenheit die größte Bescheidenheit so glücklich zu vereinigen, daß er weder durch jene seinem Tacte, noch durch diese seiner Festigkeit je das Mindeste vergab. Sobald der Herzog diesen Mann näher kennen gelernt hatte, entschloß er sich, die Erziehung des Erbprinzen ganz in seine Hand zu legen und als eine Sache des persönlichsten Vertrauens zu behandeln, die unmittelbar

zwischen den Eltern und dem Erzieher bestehen und geregelt werden sollte. Dadurch änderte sich Seebecks Stellung. Für die nächsten zehn Jahre wurde die Erziehung des Prinzen Georg die Aufgabe, die sein Leben ganz und ungetheilt erfüllte.

2. Erziehungsart und Differenzen.

Er wußte zu gut, daß man nicht durch bloße Vorschriften und das fortwährende Vorpredigen guter Lehren erziehe, sondern durch den beständigen geistigen und persönlichen Einfluß, den der Zögling unbewußt empfängt, durch die natürliche Geistesatmosphäre, die ihn umgibt, und die er gleich der Luft einathmet auch außerhalb der Unterrichtsstunden, denn die Macht der Erziehung liegt weit mehr in dem, was man dem Zöglinge vorlebt, als was man ihm vorsagt. Er stellte daher die Bedingung, daß der Prinz mit ihm lebe, in seiner Wohnung, wie ein Glied seiner Familie, damit er selbst in einer ungezwungenen und der eigenen Persönlichkeit gemäßen Lebensform mit seinem Zögling verkehren könne. In einer schriftlichen Aufzeichnung vom 20. Juni 1835 erklärte er sich über die Gesichtspunkte, die seine Erziehung leiten sollten. Die häusliche Gemeinschaft und eine in Ansehung des Unterrichts, der Arbeit und der Erholung streng geregelte Lebensordnung, die nicht willkürlich unter-

brochen oder gestört werden dürfte, galten als die Bedingungen, ohne welche er sein pädagogisches Werk nicht auszuführen vermöge. In der körperlichen Erziehung solle alle übertriebene Schonung, jede Art der Verzärtelung mit ihren üblen Folgen für die Ausbildung der Gesinnung und des Charakters vermieden werden und die ängstliche Sorgfalt für das leibliche Wohlergehen da ihre Grenze finden, wo die leibliche Pflege auf die geistige Entwickelung des Kindes anfange nachtheilig zu wirken. Ein Prinz, der nicht blos für den Salon, sondern für den Regentenberuf zu erziehen sei, müsse eine ernste und würdige Lebensanschauung in sich ausbilden, richtige Vorstellungen von den großen Lebenszwecken der Menschheit empfangen, religiös gesinnt sein ohne Schwärmerei und Zelotismus, sittlich ohne Rauheit, erhaben ohne Exaltation; die intellectuelle Erziehung müsse darauf ausgehen, seine Fähigkeiten zu entwickeln, ohne ihn mit einem Haufen von Kenntnissen zu belasten und durch massenhafte Details zu ermüden.

Diese Gesichtspunkte wurden gebilligt und Seebeck für das Amt der Erziehung des Prinzen noch besonders eidlich verpflichtet. Die Ausführung im einzelnen brachte natürlich mancherlei Fragen und Bedenken mit sich, die dann als Gegenstände unmittelbarer Berathung zwischen dem Herzoge und dem Erzieher ver-

handelt wurden. So sehe ich ein Schreiben vom 2. März 1837 vor mir, worin Seebeck sich an beide fürstliche Eltern wendet, um sein Verhalten in der körperlichen Erziehung des Prinzen zu begründen und gegen gewisse Bedenken aufrechtzuhalten. In dem Concepte wird nachträglich bemerkt: „darauf folgte mündliche Besprechung und volle Verständigung".

Ueber die Nothwendigkeit eines zwanglosen Verkehrs mit Altersgenossen wie über die Wahl und Art der letzteren bestand kaum eine Meinungsverschiedenheit. Der Herzog dachte in diesem Punkte, soviel aus seinen Instructionen erhellt, sehr unbefangen und natürlich; er forderte selbst den vermehrten Umgang mit Knaben gleichen Alters und ähnlicher Bildungsstufe, weil durch die Absonderung der Fürstensöhne „leicht ein unnatürliches und erkünsteltes Wesen entstehe, in seiner Art auch ein Kaspar Hauser". Es wurde beherzigt, was Goethe im Elpenor sagt: „Ein Fürst soll einzeln nicht erzogen werden, einsam lernt niemand je sich selbst, noch wen'ger anderen gebieten."

Dagegen erhoben sich mit der Zeit ernstere Schwierigkeiten, die besonders jene beiden Punkte betrafen, von denen Seebeck sein pädagogisches Amt abhängig gemacht hatte. Die größeren Reisen, welche sein Zögling zu wiederholten malen außerhalb des Landes habe machen dürfen, seien keineswegs eine

heilsame Ferienerholung, sondern eine nachtheilige Störung der geistigen Diät und eine ebenso schädliche Nahrung der sehr erregbaren Phantasie des Prinzen gewesen, der unter die gewohnten Eindrücke und Umgebungen stets mit sichtbarer Unlust zurückkehre. Dazu kam noch die Frage einer Wohnungsänderung, woraus, wie es schien, eine Wohnungstrennung hervorgehen konnte oder sollte. Genug, gegen Ende des Jahres 1839 hielt Seebeck, der in allem Nebensächlichen leicht und nachgiebig, in seinen Grundsätzen unerschütterlich fest war, es für seine Pflicht, dem Herzoge seine Entlassung anzubieten, da er befürchten müsse, das volle Maß des fürstlichen und elterlichen Vertrauens nicht oder nicht mehr zu besitzen, vielleicht nie in dem Grade gehabt zu haben, als die Erfüllung seiner Pflicht erfordere; er fühle sich entmuthigt und gelähmt, da auch der Prinz, der jene Differenzen zu bemerken scheine, in der Willigkeit, sich von ihm erziehen zu lassen, leicht beirrt werden könne; er wolle lieber in eine dunkle Zukunft hinausgehen, als in einer Stellung und Wirksamkeit bleiben, die unter solchen Hemmungen er nicht ferner zu verantworten im Stande sei.

Indessen waren diese Differenzen nicht so peinlich, als er sie empfand, sie waren nicht aus einem Mangel an Vertrauen, sondern aus der Eigenthümlichkeit

der Verhältnisse hervorgegangen und ebneten sich bald, so daß Seebeck nach der eigenen Richtschnur den Weg seiner Erziehung fortsetzen konnte. Die wiederholten Berathungen so wichtiger und gemeinsamer Interessen haben die wohlthätige Folge gehabt, daß sie den Erzieher den fürstlichen Eltern immer näher brachten und ihm das Vertrauen der letzteren auch von der gemüthlichen Seite erwarben. Dadurch ist in ihm ein tiefes Gefühl der Verehrung und Liebe, der Dankbarkeit und Treue für das herzogliche Paar genährt und befestigt worden: Empfindungen, die ihn bis zum letzten Augenblick erfüllt haben, denn Seebeck gehörte zu den Naturen, die sich in der Hingebung und Liebe am wohlsten und fähigsten fühlen, weshalb sie solche Gefühle gern hegen und nicht nach einem gewissen Preiscourant ermäßigen oder erhöhen.

5. Der religiöse und geschichtliche Unterricht.

Die ersten Lehrobjecte, die er selbst unterrichten wollte, um mit seiner eigensten Geistes- und Gemüthsart auf den Prinzen zu wirken, waren Religion, Deutsch und Geschichte. Ich will gleich an dieser Stelle mich über Seebecks religiöse Empfindungsweise näher aussprechen, weil dieselbe oft verkannt wurde und man ohne deren Verständniß keine richtige Anschauung von ihm selbst haben kann. Sein ganzes

Wesen hatte eine religiöse Grundstimmung, die ihm so natürlich war wie die Gefühle des Wohlwollens und der Liebe, mit denen sie auch genau zusammenhing; sie bestand in einem kindlichen, frommen, unerschütterlichen Gottvertrauen, das sich sehr früh und spontan in ihm entwickelt hatte, denn ich sehe nicht, daß es ihm anerzogen wurde. Wie ergiebig und ideenreich seine religiöse Vorstellungswelt war, zeigte sich bald, wenn er in seinen Gesprächen auf religiöse Fragen einging, aber wie kindlich fromm dieser hochgebildete Mann in Freud und Leid empfunden und wie beruhigt er in seinem stets unbeirrten Gottvertrauen gelebt hat, dafür geben wohl nur seine vertrautesten Briefe ein stilles und ungesuchtes Zeugniß. Im December 1844, wo er in Bonn lebt, um dort die Studien des Prinzen zu leiten, fühlt er sich bei der herannahenden Weihnachtszeit von Sehnsucht nach den Seinigen fast überwältigt. Unerwartet erhält er den Urlaub zur Reise. „Ich soll euch wiedersehn!" schreibt er an seine Frau, „Gott, wie kann ein menschliches Herz durch ein einzig Wort freundlicher Gewährung so übervoll des Glückes sein. Hätte man in einem solchen Augenblick nicht das Gebet, so erläge man dem Ungestüm der Freude." Sein Glaube war so ungedrückt und hell, so freudig und friedlich gestimmt, daß er gar nichts Düsteres oder Starres hatte, vielmehr den entgegengesetzten

Charakter mit Bewußtsein trug und aussprach. Er liebte die tägliche Erbauung aus der Schrift, die sonntägliche Andacht in der Gemeinde, um die religiösen Gefühle zu beleben und zu erhöhen, nicht um sie zu fesseln. Darum hatte sein Glaube keine pietistische Ader, auch keinerlei enges, kirchliches und dogmatisches Gepräge; er wußte sehr gut den historischen Werth der kirchlichen Formen zu schätzen und sich ihrer Macht unterzuordnen, aber auch das religiöse Leben selbst davon zu unterscheiden, und dieses letztere war ihm die Hauptsache. „Es ist nöthig", schrieb er im Hinblick auf seinen fürstlichen Zögling, „daß die Religion in ihrer reinsten biblischen Form die größte und heiligste Angelegenheit seines Herzens werde; aber es ist durchaus zu verhüten, daß er sie von ihrer speciell dogmatischen Seite zum Lieblingsthema seiner Reflexion mache, denn das führt ohne wissenschaftliche Strenge zum müßigen Grübeln und erzeugt entweder Schwärmerei oder den trostlosen Zweifel, der, weil er durchaus unklar ist, keine Lösung findet." Als zehn Jahre später (Oct. 1848) ihn die kirchliche Versammlung in Wittenberg in den Ausschuß für eine neue Verfassung der evangelischen Kirche wählen wollte, lehnte er die Wahl ab und schrieb in vertraulicher Weise: „Ich werde diese Wahl nicht annehmen können, da die Tendenz in dogmatischer Beziehung mir viel zu eng

ist." Sein Lebensgefühl war und blieb von seinem Gottesgefühle so durchdrungen, daß keines sich von dem andern trennen ließ, daß er im Glück wie im Unglück, unter dem Druck schwerer und schmerzlichster Geschicke wie in dem freien und fröhlichen Gange der Dinge sich immer aufrecht hielt und über den Wellen. Selbst die Leiden konnte er wie eine Wohlthat dankbar empfinden. Ich habe ihn gesehen, wie von seinen vier geliebten Söhnen die beiden mittleren im schönsten, hoffnungsreichsten Jünglingsalter schnell dahinstarben, wie der älteste dreimal in den Krieg, der jüngste für lange Jahre nach Indien ging, und dieser so tieffühlende Mann, einer der liebevollsten und zärtlichsten Väter, stand unter der Gewalt solcher Schmerzen und Sorgen ungebrochen und fest. In seiner Gemüthsart, die das Lebensgefühl mit dem Gottesgefühl so innig vereinigte, war etwas von dem, was nach Schleiermacher, dessen Predigten ihn tief bewegt hatten, das Wesen der Religion ausmacht. Er besaß wirklich jene religiöse Empfindungsart, die Goethe in seinem west-östlichen Divan unter die „Talismane" gerechnet und mit einem seiner glücklichsten Worte ausgedrückt hat:

„Im Athemholen sind zweierlei Gnaden,
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt.
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und danke ihm, wenn er dich wieder entläßt."

Diesem Ausspruche war Seebecks Frömmigkeit sehr ähnlich, und ich erinnere mich wohl, daß er ihn gern anführte. Brauche ich hinzuzufügen, daß mit dieser religiösen Gemüthsart eine heitere phantasievolle Lebensanschauung und ein echter glücklicher Humor, der Personen und Dinge komisch zu genießen und zu schildern wußte, auf das Beste Hand in Hand ging?

Und wie bei dem Religionsunterricht unserem Erzieher alles darauf ankam, die religiöse Gesinnung in seinem Zöglinge zu beleben und zu stärken, so hatte auch sein Geschichtsunterricht den Zweck, nicht blos Thatsachen zu überliefern und dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern die Bedeutung derselben namentlich in der vaterländischen Geschichte einleuchtend zu machen und die patriotische wie politische Gesinnung in dem fürstlichen Knaben so zu erziehen, daß beide auf die einfachste und völlig ungekünstelte Art in die richtige Bahn geleitet wurden. Er wollte, daß sein Zögling zu seinem eigenen Besten wie zu dem des kleinen sächsischen Landes, das er einst zu regieren bestimmt war, den vollen Werth des deutschen Vaterlandes und des preußischen Staates frühzeitig fühlen und schätzen lerne. „Wir beide", schrieb Seebeck den 6. Febr. 1836 seinem Bruder, „sind aus innerster Ueberzeugung Preußen". Der Prinz, dessen Gemüthsart den Einflüssen des fürstlichen Partikularismus

wenig zugänglich war, kam seinem Lehrer entgegen und mochte seine Gefühle für Preußen bisweilen so offen und rückhaltlos aussprechen, daß der Herzog bei Anlaß der großen kölner Angelegenheit, die das Jahr 1837 bewegte, eine seiner Aeußerungen oder Erwiderungen, die entschieden für Preußen Partei nahm, anstößig fand. Er sprach mit Seebeck darüber, daß sein Sohn „ganz enragirt für Preußen" sei und er nicht wünschen könne, daß die Erziehung dahin wirke. Seebeck hat das Gespräch seinem Bruder berichtet (27. Januar 1837), und da die Erzählung zugleich die Art seines Unterrichts sehr lebendig charakterisirt, so kann ich mir nicht versagen, sie in diese meine Schilderung aufzunehmen. „Ich rechtfertigte mich über diese Sache ausführlich, indem ich namentlich aussprach, daß ich bei natürlich gebotenen Anlässen niemals unterlassen könnte, das Tüchtige, wo es sich in der Vergangenheit oder Gegenwart in der Nähe oder Ferne finde, ihm als etwas Hochachtung Forderndes vor die Augen zu stellen; daß ich es aber in der sächsischen Geschichte ganz besonders gern suche, könne er mir auf mein Wort glauben, und ich gab ihm auch dafür specielle Belege. Was nun aber den eben angeregten Fall betreffe, so könne das, was der Prinz gesagt habe, allerdings von einer speciellen Aeußerung herrühren, die ich einmal gegen ihn gethan habe. Als er mich

nämlich eines Tages fragte, ob wohl auch Preußen wieder zerfallen würde, antwortete ich ihm: „„Gewiß, wie alle Reiche, die jemals auf Erden mit noch so viel Macht bestanden haben, aber nicht eher, als bis es den Grundsätzen untreu wird, die es groß gemacht haben. Tritt der Fall ein, so wird es noch leichter zerfallen als viele andere Staaten. Aber dies wollen wir Meininger uns nicht herbeiwünschen, denn daß wir hier so ruhig unsere Suppe essen, danken wir gar sehr dem Umstande, daß Preußen als ein starker Wächter an den Grenzen unserer gefährlichsten Feinde steht. Hört das einmal auf, so wird der Kampf an der Elbe ausgefochten, und da geht der Krieg über unsere Köpfe hinüber und herüber, und wie es auch ende, schlimm fahren wir Kleinen gewiß dabei"". Dies, sagte ich zum Herzog, habe ich dem Prinzen vor längerer Zeit gesagt, und das mag wohl in seinem Gemüthe gehaftet haben. Der Herzog erwiderte darauf mit dem edlen Sinn, der ihm so eigen ist: „„Das ist recht"". „Mir war der Anlaß ganz lieb, mich überhaupt wegen meiner politischen und historischen Ansichten etwas umständlicher aussprechen zu können."

4. Die wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung.

Den 3. December 1838 steht in seinen pädagogischen Aufzeichnungen: „Prinz Georg hat den elemen-

taren Unterricht nunmehr absolvirt." Daran knüpfte sich nun die Frage: ob die weitere Ausbildung des Prinzen ihren Weg durch Gymnasium und Universität nehmen solle, wie es allen jungen Männern, die sich wissenschaftlichen Studien und Fächern widmen, die Regel vorschreibt? Denn die Wissenschaften bauen für die Fürsten keine besonderen Straßen. Indessen sei der Regentenberuf ein so eminent praktisches Ziel, daß der pädagogische Weg zu demselben überhaupt nicht in den Straßen der Wissenschaft zu finden sei, denn es gebe keine, die einen künftigen Regenten zu schulen und auszubilden vermöge. Wir wollen hier in die Beurtheilung dieser Frage nicht näher eingehen und nur bemerken, daß die Auffassung und pädagogische Schätzung des Regentenberufs nach der Macht und Höhe desselben sich richtet, welche letztere selbst von der Zeitlage abhängt, die vor fünfzig Jahren, als Seebeck zu der Erziehung des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen berufen wurde, eine ganz andere war als heute.

Die fernere wissenschaftliche Ausbildung des Prinzen Georg wurde so geregelt, daß sie nicht durch die Gelehrtenschule hindurchgehen, sondern in den Fächern der Religion, der Geschichte und Geographie, der Mathematik und Naturwissenschaften, in der deutschen, französischen und lateinischen Sprache fortschreiten und auf einer Universität durch ausgewählte

Vorlesungen und den anregenden Verkehr mit bedeutenden geistvollen Gelehrten und strebsamen Altersgenossen vollendet werden sollte. Eine Reihe rechts- und staatswissenschaftlicher Vorlesungen sollte gehört werden, ohne als theoretische Einführung in den Regentenberuf zu gelten. Die wahre Schule des letzteren sollte die Erfahrung, die wahren Lehrer die wirklichen Staatsmänner, nicht die Professoren sein, deren doctrinäre Staatsweisheit einen künftigen Regenten leicht in die Irre führen könnte.

In den Erziehungsfragen, die er mit der größten Sorgfalt und Redlichkeit durchdachte, war ein Punkt enthalten, der außerhalb der vorgezeichneten Richtschnur lag. Seebeck war viel zu menschlich und pädagogisch gesinnt, um den Regentenberuf wie eine Art Moloch aufzufassen, dem die Talente, welche Mutter Natur einem Fürstenkinde geschenkt habe, ohne dabei an Scepter und Krone zu denken, geopfert werden müssen. Solche Talente im Keime unterdrücken oder sie vernachlässigen und brachliegen lassen, hieße sie opfern. „Wenn der Prinz von Natur nicht blos für Kunstschönheit empfänglich, sondern auch mit besonderen Talenten für die Ausübung dieser oder jener Kunst begabt ist: dürfen diese Talente bei der Feststellung des Unterrichtsplanes unberücksichtigt bleiben? Gewiß nicht, sondern im Gegentheil, sie müssen

durch eine sorgfältige und wohlgeleitete Unterweisung zweckmäßig entwickelt werden, indem man sowohl seinen späteren Beruf als auch seinen gerechten Anspruch auf die harmonische Ausbildung seiner gesammten Anlagen beachtet."

Ich habe diese Stelle wörtlich angeführt, wie sie in dem ausgearbeiteten Erziehungsplane zu lesen steht. Die Frage selbst war sehr concret und praktisch, denn sie traf die Aufgabe, die Seebeck in seinem Zöglinge vor sich sah. Die Natur hatte diesem Prinzen Sinn und Talent für die bildende Kunst in so hervorragendem Grade verliehen, daß es eine Versündigung gewesen wäre, in seiner Ausbildung eine solche Begabung verkümmern zu lassen, und zwar nicht in majorem Dei, sondern nur in majorem principis gloriam! Nun hat Seebeck es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die Erziehung des Prinzen so einzurichten und zu leiten, daß die künstlerischen Talente zu einer Ausbildung gelangten, in welcher sie auch seinem Regentenberufe dienen konnten. Als der Maler Cornelius die Zeichnungen des Prinzen sah, habe er ausgerufen: „Schade, daß es ein Prinz ist!" Wir dürfen jetzt im Hinblick auf die weltkundigen Leistungen der Hofbühne und Hofkapelle von Meiningen vielleicht mit größerem Rechte sagen: „Wie gut, daß Herzog Georg auch ein Künstler ist und als solcher verstanden hat,

die plastischen Aufgaben der deutschen Bühnenkunst in einem bisher unerreichten Grade zu lösen! Er hat in der natur- und wahrheitsgetreuen Verkörperung dramatischer Kunstgebilde etwas von dem Worte Hamlets erfüllt: „Ihr sollt dem Jahrhundert und Körper der Zeit das Abbild seiner Gestalt zeigen!“ Es ist seiner Erziehung zu danken, daß die ihm inwohnende Künstlernatur sich ungehindert entfalten durfte.

5. Die Reise nach England.

Ein wichtiges und erinnerungsreiches Erlebniß war im Sommer 1842 eine längere Reise nach England, auf welcher Seebeck die herzogliche Familie begleitete, die der Königin Victoria und der Königin-Wittwe Adelheid, der Schwester des Herzogs, ihren Besuch abstatten wollte. Seine damaligen Briefe in die Heimath sind voll der mannichfaltigen und mächtigen Eindrücke, die er erlebte und auch in der Folge gern zum Gegenstande mündlicher Erzählungen nahm. Die begleitende Stellung, worin er sich befand, brachte wohl manche Momente mit sich, die er mißmuthig schildert, doch gewährte sie ihm auch den schönen Vortheil, daß er von dem englischen Hof- und Volksleben, von den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt, von den kirchlichen, politischen und militärischen Einrichtungen des Landes binnen kurzer Zeit auf die

leichteste Art sehr anschauliche Vorstellungen gewann. Von persönlichen Eindrücken, die er brieflich schildert, will ich zwei hervorheben, die er zufällig an demselben Tage erlebt hat (4. Juni 1842). „Heute besuchte ich Hrn. v. Stockmar, einen Deutschen, der hier als Secretär der Königin, dem Namen nach als Secretär des Prinzen, eine bedeutende Rolle spielt. Als Ausländer kann er nur hinter den Coulissen wirken, aber diese Wirksamkeit soll sehr bedeutend und heilbringend sein. Ich fand in ihm einen kleinen, schlichten, gemüthlichen Mann, der beim ersten Anblick keineswegs imponirt; als wir aber ins Gespräch kamen, erkannte und bewunderte ich in ihm einen der hellsten Köpfe, die mir je im Leben vorgekommen. Er sprach vom Geiste unserer Zeit, von bedeutenden Personen, von der Kunst zu regieren u. s. w., und alles, was er sagte, war scharf, klar, einfach und mit wenigen ungesuchten Worten ganz bezeichnend ausgedrückt. Ich verdanke ihm eine höchst genuß- und lehrreiche Stunde."

Die andere Persönlichkeit erscheint im Mittelpunkte einer recht eindrucksvollen und charakteristischen Volksscene. „Am Abend hörte ich geistliche und nationale Lieder von einem Sängerchor von nicht weniger als 1500 Personen herrlich vorgetragen. Es wurde rein, präcis und mit Gefühl gesungen. Die Königin Adelheid wurde mit stürmischem Applaus

empfangen. Erhebend war ein Moment, der den Gesang plötzlich abbrach. Es wurde eben ein Lied da capo gesungen, als der greise Held Lord Wellington in den Saal trat. Augenblicklich verstummte der Gesang. Sängerchor und Publikum, ja selbst die Königin erhob sich wie auf ein Commando, und ein donnernder Zuruf: «hurrah! Wellington for ever!» Jauchzen und Händeklatschen umdröhnten den alten Mann und wollten nicht enden. Dabei wurden von Herren und Damen Hüte und Tücher hoch in der Luft geschwenkt. So etwas kann nur in einer Nation vorkommen, die sich groß fühlt, und ich kann dir gestehen: in diesem Augenblicke hatte ich eine tiefe Ehrfurcht vor dem britischen Volke, und mit Schmerz bedachte ich, daß unser deutsches Volk noch nicht die Hochherzigkeit und den Edelsinn hat, seine großen Männer mit so warmem Danke zu ehren. Die gemüthliche Einfachheit des Gefeierten stimmte gut zu diesem Danke, er ging und setzte sich so ruhig, schlicht und unbefangen, als ob es einem andern gälte, aber in seinen Zügen lag der Ausdruck einer herzlichen Freude." Vierzig Jahre später würde Seebeck die Stelle über das eigene Volk wohl nicht mehr geschrieben haben, denn er hatte die Freude erlebt, daß auch die Deutschen ihre großen Männer zu schätzen wissen und wahrhaft nationale Verdienste dankbar empfinden.

6. Ein Jahr in Bonn und Abschied vom Prinzen.

Im Frühjahr 1844 begleitete er seinen Zögling nach Bonn, um dort noch ein Jahr lang die akademischen Studien desselben zu leiten und dann die Periode der Erziehung zu beschließen. Den Inhalt seiner Berichte an den Herzog über die Professoren und Vorlesungen, welche der Prinz hörte, wie die zahlreichen vertraulichen Briefe mit ihren sehr lebendigen, zum Theil ergötzlichen Schilderungen, wollen wir hier aus mancherlei Gründen nicht näher verfolgen. Die Herrschaft der wissenschaftlichen Atmosphäre, in die er sich wieder versetzt sah, that ihm wohl, und er fühlte seine Existenz in Bonn wie eine akademische Palingenesie; er nahm thätigen Antheil an den dortigen gelehrten Gesellschaften, ihren Vorträgen und Arbeiten; der Verkehr mit den Philologen, namentlich mit Welcker und Ritschl, brachte seine eigenen philologischen Studien und Interessen wieder in ihr Element und gab ihnen die fruchtbarste Anregung. Der wissenschaftliche Reichthum, den er besaß, vermehrte sich durch seine Lernfreudigkeit und Lernbegierde, die nun täglich von überall her Nahrung fand; er wußte vortrefflich sowohl zu geben als zu empfangen, immer mit der herzlichsten Anerkennung jedes fremden Verdienstes. So konnte es nicht

fehlen, daß er in den gesellschaftlichen Kreisen der rheinischen Universitätsstadt sehr bald eine gern gesehene und allen willkommene Persönlichkeit wurde. Man wünschte ihn zu behalten, Brandis, Bethmann-Hollweg, Perthes u. a. suchten ihn zu überzeugen, daß er für den akademischen Lehrberuf vorzüglich geeignet sei, und drangen in ihn, sich für die Zukunft der akademischen Laufbahn zu widmen. Doch hielt er selbst die praktische Wirksamkeit für die ihm gemäßere und den Zeitpunkt für zu spät, um seinen Lebensweg zu ändern. Auch wollen wir nicht verschweigen, daß die Eindrücke der akademischen Welt, die ihn umgab, zwar anregend genug, aber je länger, um so weniger erfreulich und anziehend auf ihn einwirkten. „Ich bin", schrieb er gegen Ende seines bonner Aufenthaltes, „von Hause aus zu einer praktischen Wirksamkeit angelegt. Vierzig Jahre alt, kann man nicht mehr umsatteln. Dann bekenne ich auch, daß mir das ganze Universitätswesen so voll namhafter Mängel erscheint, daß ich nicht im geringsten Lust verspüre, mich und all mein künftiges Leben und Streben in diese Mißstände zu verwickeln." Er ahnte nicht, daß sechs Jahre später er die Leitung einer Universität übernehmen und ihrem Wohle sein ganzes künftiges Streben und Leben widmen sollte.

Unter den Professoren in Bonn ist er keinem näher getreten als dem Juristen Clemens Perthes, dessen politische und kirchliche Anschauungen den seinigen verwandt waren und besonders in einer Zeit, wo der vormärzliche Liberalismus in immer ungestümere Fluthen gerieth, seinen conservativen Neigungen entsprachen. „Ich glaube wirklich", schreibt er den 24. Juni 1844, „daß wir, so ungleich unsere Naturen sind, in den Ansichten so übereinstimmen, wie es in dieser Welt nur selten vorkommt." Und noch kurz vor seinem Abschiede: „Perthes' Freundschaft ist das Einzige, was hier in Bonn für mich einen wahren und auch fortdauernden Werth gewonnen hat."

Seebeck war in Bonn nicht eigentlich mehr der Erzieher des Prinzen, sondern sein wissenschaftlicher Begleiter, dem bereits ein militärischer zur Seite gesetzt war, welches Doppelverhältniß für die Dauer nicht zuträglich sein konnte. Die zehnjährige Erziehungsperiode war vollendet und die Zeit gekommen, wo der Prinz nicht mehr der pädagogischen Führung bedurfte, und es vielmehr im Interesse seiner Selbständigkeit lag, daß mit der Erziehung auch die beständige Nähe des Erziehers ein Ende nahm. Keiner sah diese Nothwendigkeit deutlicher als Seebeck selbst, der nie in seinem Leben an den eigenen Vortheil gedacht hat.

Ohne zu wissen, wie seine Zukunft sich gestalten werde, hatte er schon beim Herzog seine Rückberufung für Ostern 1845 im Stillen beantragt. Das Vorgefühl der Trennung von seinem Zögling, den er mit der liebevollsten pädagogischen Sorgfalt herangebildet und tief in sein Herz geschlossen hatte, bewegte seit Monaten schmerzlich sein Gemüth. Der Herzog zögerte mit der Entscheidung. Erst nachdem sie getroffen war, theilte Seebeck seinen Entschluß dem Prinzen mit. „Ich habe mit dem Prinzen gesprochen", schrieb er den 9. Februar 1845. „Er war sehr überrascht, er hatte nicht entfernt daran gedacht, daß unsere Trennung schon so nahe bevorstehen könnte. Ich theilte ihm die Sache sehr gemach mit und stellte sie ihm so dar, wie sie dem Wesen nach ist. Sein Vater habe sich überzeugt, daß er meiner nicht mehr bedürfe, sein Verhältniß zu Hrn. v. R. sei so wohl begründet, sein akademisches Studium in so ebenem und stetigem Gange, daß es nicht blos statthaft, sondern auch rathsam und gut sei, wenn er sich nun ohne die gewohnte alte Stütze weiter versuche. Ich glaube, daß es mir gut gelungen ist, ihm das alles zu sagen, wie es für ihn sich schickte. Er hörte mir erst ruhig zu, aber bald überwältigte ihn die innere Erregung des Herzens, er ergriff meine Hand, sah mich fest an und sagte: «Kein Mensch ist auf der Welt, dem ich so viel danke

als Ihnen, das werde ich nie vergessen.» „Mir wurde es schwer, meiner Haltung Meister zu bleiben, doch behielt ich soweit Fassung und Ruhe, daß ich mich so, wie ich es bedacht hatte, rein aussprechen und der ganzen Unterredung einen milden, freundlichen Ausklang geben konnte. Wir sind übereingekommen, die wenigen Wochen, die wir noch beisammen sind, frohen Sinnes ohne alle Trübung zu genießen, und so ist denn auch heute sein Benehmen gegen mich von der liebenswürdigsten Herzlichkeit und Freundlichkeit. Er war heute Vormittag lange bei mir und sprach in der gemüthlichsten Weise von den früheren Jahren unseres Zusammenlebens, fragte aufs theilnehmendste, wie sich nun meine Zukunft gestalten würde, und drückte den lebhaften Wunsch aus, daß ich nicht blos im Lande, sondern auch in der Stadt Meiningen bleiben möchte. In dem allen zeigte er sich so gemüthvoll und innig und doch auch wieder so gehalten, schlicht, ruhig und besonnen, so einfach uud natürlich, ohne Gemachtes noch Erzwungenes, daß ich, gewiß mit Recht, meine herzliche Freude an ihm hatte und nur mit innerer Befriedigung und mit Dank zu Gott in das innerste Denken und Fühlen, welches er so frei vor mir aufschloß, blicken konnte. Gott bewahre ihn auf seinen ferneren Wegen und lasse ihn alle die schönen Hoffnungen erfüllen, zu denen er jetzt berechtigt."

Mehr als ein Menschenalter war seitdem vergangen, als Seebeck den 15. Sept. 1877 nach Niederlegung seines curatorischen Amtes in Jena an den Herzog Georg schrieb: „Ew. Hoheit wird in Erinnerung sein, wie schmerzlich bewegt ich einst in Bonn von Ihnen mich losgerissen habe. Nun habe ich zwar mit anderen Empfindungen, aber auch schweren Herzens von dem hier lange in Liebe geübten Berufe Abschied genommen. Aber wie damals die Trennung von Ew. Hoheit, so war auch jetzt die Bitte um Entlassung mir nach Pflicht und Gewissen als geboten erschienen."

Ein schönes Denkmal seiner Liebe und Treue für den ehemaligen Zögling ist der vorletzte, mit jugendlicher Kraft empfundene, mit zitternder Hand geschriebene Geburtstagswunsch, den er den 1. April 1883 dem Herzog sendet: „Ew. Hoheit waren erst neun Jahre alt, als ich gewiesen wurde, alle meine Zeit und Kraft zunächst nur Ihnen zu widmen, und nachdem diese mir über alles liebe Aufgabe zehn Jahre darnach ihren Abschluß gefunden, ist im Laufe der Zeit nun schon der Tag genaht, wo Ihnen das 58. Jahr beginnt. So liegt fast ein halbes Jahrhundert zwischen heute und damals." „Doch was mir je tief das Herz bewegt und da lebendige Kräfte geweckt hat, ist mir bei allem noch so bunten Wechsel

der Zeiten unwandelbar geblieben und wird von mir in der ursprünglichen Frische noch heute empfunden. So ist denn auch die Liebe zu Ew. Hoheit, in der es mir nur Freude gewesen, Ihnen von früh an zur möglichst freien Entwicklung Ihres eigensten Wesens mitbehülflich zu sein, stets dieselbe geblieben."

IV.

Administrative und literarische Thätigkeit.

So schwer die Trennung von seinem geliebten Zögling unserem Seebeck fallen mußte, fühlte er doch die Rückkehr zu seiner Familie und zu seinem eigentlichen Lebensberuf als eine Wiederherstellung seiner Freiheit, nach der er sich oft gesehnt hatte. Er war zu redlich und gewissenhaft, um die Verantwortung, die er als Erzieher des Erbprinzen auf sich genommen hatte, nicht als eine sehr schwere Bürde zu tragen; er war auch zu frei und bürgerlich gesinnt, um den persönlich gebundenen Dienst nicht bisweilen wie eine drückende Kette zu empfinden. „So manchmal kam mir früher die Thräne in's Auge, wenn ich in Meiningen am Fenster stand und einen

Vogel frei über das Thal hinschweben und jenseits der Berge verschwinden sah, denn ich fühlte mich so oft wie in einem umgitterten Käfig. Nun ist die Zeit nah, wo ich wieder frei bin: frei! O goldenes, goldenes Wort! Wie oft, wenn ich den Bauer am Pfluge oder den Handwerker in der Werkstatt schwitzen sah, dachte ich: «Schwere Arbeit! aber du lebst den Deinen, du bist frei!»" Mit dieser Herzensergießung, die dem Schmerze der Trennung keinen Eintrag that, hatte er seiner Frau zu Anfang des Jahres 1845 seine bevorstehende Rückkehr aus Bonn mitgetheilt.

Als Oberconsistorialrath und Vicedirector des Consistoriums in Hildburghausen, wozu der Herzog ihn ernannt hatte, sah er das gesammte Unterrichtswesen des Landes seiner Leitung anvertraut. Seine Hauptsorge blieb den Gymnasien gewidmet. In dem schon entzündeten und mit wachsender Heftigkeit bis in unsere Tage fortgesetzten Streite zwischen der humanistisch und realistisch gerichteten Pädagogik war Seebeck als ein entschiedener Wortführer der ersteren aufgetreten und hatte in einer Schrift „über Sinn und Zweck unseres Gymnasialunterrichts" seine Grundsätze öffentlich ausgesprochen. In dem Wettkampf zwischen der gelehrten und bürgerlichen Bildung handele es sich um eine Beschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen, welche schließlich auf die

gänzliche Entwerthung der humanistischen Pädagogik, auf die Zerstörung derjenigen Grundlagen hinauslaufe, die unsere gesammte moderne Bildung seit der Renaissance und durch dieselbe gewonnen habe. Man wolle der classischen Philologie die Hegemonie in dem Gebiete des höheren Unterrichts entreißen und auf die Naturwissenschaften übertragen, deren Erfolge und wachsende Geltung niemand bezweifle, während ihre pädagogische Leistungsfähigkeit, das heißt ihr Vermögen zur methodischen Entwicklung des Geistes nicht blos unerprobt und fraglich, sondern zu bestreiten sei.* Was insbesondere die höheren Unterrichtsanstalten unter seiner Aufsicht betraf, so veröffentlichte Seebeck von Hildburghausen aus in einer Fachzeitschrift zwei längere Artikel über „das Gymnasialwesen in dem Herzogthum Sachsen-Meiningen", worin er die stattgefundenen Reformen ausführlich beschrieb.**

Wie in seiner Denkart und Bildung die Liebe zum Christenthum sich mit der zum griechischen Alterthum vereinigte, so vertiefte er sich gern in den inneren Zusammenhang beider und suchte auch im Interesse seines pädagogischen Standpunktes jene Einwürfe zu entkräften, welche in enger Glaubensfurcht den classi-

* Jena, Fr. Frommann, 1841.

** Zeitschrift für das Gymnasialwesen, October 1846 und Januar 1847.

schen Unterricht anfeindeten. In dieser Absicht hatte er schon im Jahre 1842 eine umfassende Abhandlung „über die Bedeutung des classischen Alterthums für die geschichtliche Entwickelung der christlichen Offenbarung“ geschrieben. In Bonn entstand seine Schrift „über den religiösen Standpunkt Pindars“, ein Vortrag, den er im geselligen Gelehrtenkreise gehalten und, da derselbe bei Ritschl und Welcker lebhaften Beifall gefunden, im Museum für Philologie (neue Folge III) erscheinen ließ. Ich nenne noch seinen Aufsatz „über die Frömmigkeit bei Isokrates“ und aus den ersten Jahren der jena'schen Zeit den Vortrag über Plutarch und die Abhandlung „über die religiösen Vorstellungen des griechischen Alterthums“. Ueberall in seiner Betrachtungsart erkennt man den philosophischen Zug, der in ihm angelegt, von seinem Vater genährt, von dem Geiste der Hegel'schen Lehre ergriffen und durchgängig von der Vorstellung einer den Gesetzen der Entwicklung unterworfenen Weltordnung beherrscht war.

Das Stillleben in Hildburghausen hatte drei Jahre gedauert, als der Sturm der dritten französischen Revolution ausbrach und auch die deutschen Zustände von Grund aus erschütterte. Seebecks amtliche Stellung war schon im Landtage zu einer Budgetfrage gemacht

und für unnöthig erklärt worden, doch wollte man sie für ihn aus Werthschätzung seiner Person und Verdienste bestehen lassen. Eine solche Rücksicht anzunehmen, widersprach seinen Grundsätzen; er bat den 19. März 1848 um seine Entlassung aus dem Staatsdienst und verzichtete auf seinen Gehalt, denn es zieme ihm nicht, für eine Arbeit bestellt zu sein, die nur deshalb gethan werden solle, damit er Lohn empfange; die Zeit fordere Opfer, und er könne seinen Söhnen nichts besseres hinterlassen als die unbefleckte Ehre des väterlichen Namens. Der Herzog nahm die Entlassung an (15. April), obwohl eine Deputation aus Hildburghausen mit der Bitte erschienen war, dieses Gesuch nicht zu bewilligen. So war Seebeck ohne Amt und Wirkungskreis, als die Umgestaltung Deutschlands begann und ihn bald in eine neue, sehr bewegte Laufbahn drängte, an die er nie gedacht hatte.

V.

Drei Jahre diplomatischer Wirksamkeit.

1. Seebecks politische Stellung und Denkart.

Der Herzog ernannte ihn den 31. Juli 1848 zum Staatsrath und zu seinem Gesandten bei der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt a. M., die dort seit dem 12. Juli in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich errichtet war. In den drei Jahren von der Eröffnung der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. im Mai 1848 bis zur Wiederherstellung des alten Bundestages und der österreichischen Hegemonie im Mai 1851 waren alle Versuche zur Begründung eines neuen einigen Deutschlands fehlgeschlagen. Das Verfassungswerk der frankfurter Versammlung scheiterte, als am 3. April 1849 König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone

ablehnte; die Versuche zu einem engeren Bundesstaat, die nach Niederschlagung der Tumulte in Sachsen, Baden und der Pfalz erst in der Form des Dreikönigsbundes, dann in der noch engeren der erfurter Union von Preußen ausgingen, scheiterten an dem Widerstande Oesterreichs und seiner Genossen, wie an der eigenen Spaltung und Ohnmacht. Die dritte und letzte Phase, welche die der rückläufigen deutschen Bewegung war, begann mit dem frankfurter Congreß (September 1850), den Oesterreich berufen hatte, um eine Bundesverfassung in seinem Sinne herzustellen. Da es mit einer neuen nicht gelang, so wurde nach den Triumphen der Reaction bei Bronnzell und in Olmütz (November 1849) und nach dem resultatlosen Verlauf der dresdener Conferenzen der alte Bundestag im Mai 1851 wiederhergestellt.

Die Erfahrungen jener Jahre erscheinen uns, von der Höhe der Gegenwart betrachtet, weniger niederschlagend, als den patriotisch gesinnten Zeitgenossen, die sie erlebten. Die Geschichte belehrt zuweilen die Völker nach Art der indirecten Beweise, indem sie ihre Nothwendigkeiten durch die Unmöglichkeit der Gegentheile demonstrirt. Auf welchem Wege die deutsche Einheit nicht zu erreichen war, haben die Deutschen in dem Triennium ihrer Geschichte vom Mai 1848 bis zum Mai 1851 auf eine sehr überzeugende und

anschauliche Art lernen können. Auch sind die Früchte dieser Erfahrungen schnell gereift. Kaum war der alte Bundestag wiederhergestellt, so standen die Füße dessen, der ihn hinaustragen sollte, schon vor der Thür. Im August 1851 erschien als preußischer Bundestagsgesandter Otto v. Bismarck, der Deutschlands künftige Einheit und Größe in sich trug.

In den Zeitraum jener stürmischen, erfahrungsreichen und scheinbar erfolglosen Lehrjahre unseres Vaterlandes fiel Seebeck's diplomatische Wirksamkeit, die gleich nach der Einführung der provisorischen Centralgewalt begann und nach dem Verlaufe des frankfurter Congresses ihr Ende erreichte: er wurde beim Erzherzog-Reichsverweser zunächst von Sachsen-Meiningen, bald auch von Sachsen-Weimar bevollmächtigt und vertrat später im Verwaltungsrathe und im Fürstencollegium der Union zu Berlin, in Erfurt und beim Congreß in Frankfurt allmählich elf Regierungen: die der sachsen-ernestinischen, der anhaltinischen, der schwarzburgischen und reußischen Staaten. Der Herzog von Meiningen hatte lange gezögert, bevor er auf das preußische Bundesproject einging und Seebeck auch für das Fürstencollegium in Berlin beauftragte.

Dieser hatte die Aufgabe, im Namen und Interesse seiner Regierungen mit den leitenden Stellen zu verkehren, die deutschen Angelegenheiten nnd Verfassungs-

fragen mit den übrigen Bevollmächtigten zu berathen, den Gang der Dinge in Frankfurt, Berlin, Erfurt u. s. w. zu beobachten und darüber fortlaufende Berichte zu erstatten, was bei der Zahl der Regierungen, der Masse des Stoffs und der Verwicklung der Begebenheiten keine leichte Arbeit war. Die Acten der betreffenden Landesministerien zeigen, mit welcher Sorgfalt und genauen Sachkenntniß Seebeck dieselbe ausführte. Er verband mit seinem Amt in der Beurtheilung der großen vaterländischen und politischen Fragen eine selbständige Ueberzeugung, die er keinem noch so glänzenden Vortheile einer diplomatischen Laufbahn je geopfert haben würde. Als die einzig richtige und heilsame Lösung galt ihm der deutsche Bundesstaat unter preußischer Hegemonie und das Bündniß desselben mit Oesterreich. Als er auf dem frankfurter Congreß den heillosen, von Oesterreich gewollten Conflict der beiden Großmächte vor sich sah und den bevorstehenden Schiffbruch der Union, war für ihn seine politische Laufbahn zu Ende. „Wird die Union aufgegeben", schrieb er den 24. Juni 1850, „so bin ich für meinen Theil hier fertig. Einen Weg mitzubetreten, der meiner Ueberzeugung nach nur zum Unheil führen würde, könnte ich mich niemals entschließen. Viel lieber will ich Schreiber oder Rechnungsrevisor werden, nur nicht einer Schuh-

bürste gleichen, die, wie es die Hand will, ebenso den rechten wie den linken Fuß bürstet. Man muß unter allen Umständen seinem Gewissen treu bleiben." Wie die Dinge mit jedem Tag trostloser und der Untergang der Union, die unter den preußischen Staatsmännern damals Radowitz vertrat, immer augenscheinlicher wurde, schrieb er den 5. Juli in einem seiner vertraulichen Briefe: „Neulich hat Radowitz zu einem Freunde gesagt: „„O! wenn ich doch Schulze hieße und in irgend einem Winkel Deutschlands unbeachtet säße."" „Ich kann das letztere wohl haben, ohne den Namen aufgeben zu müssen." Bei dem Congresse in Frankfurt hatte Oesterreich sofort den Vorsitz als unbestreitbare und undiscutirbare Vorbedingung gefordert und die Zulassung zu den Verhandlungen davon abhängig gemacht, daß die Versammlung als das vormalige Plenum des Bundestages anerkannt werde. Seebeck berichtet darüber den 6. Juni 1850 an das Sachsen-Meiningen'sche Landesministerium und sagt am Schluß: „Ew. Excellenz ersehen hieraus, wie die Dinge stehen. Oesterreich macht es, wie ein vornehmer Mann, der in derangirter Lage mit kecker Behauptung früherer Ansprüche und Gewohnheiten zu imponiren und bis zu besseren Zeiten sich durchzuhelfen sucht. Doch das Maß, welches in solchen Zeiten mit Tact wahrzunehmen ist, hat es überschritten. Während

man selbst feierlich erklärt hat, eine deutsche Gesetzgebung nicht über sich anzuerkennen, zugleich hinzutreten und dem größten rein deutschen Staat sammt dessen Bundesgenossen eine Oberherrschaft nach eigenem Belieben octroyiren zu wollen, ist eine Anmaßung ohne Gleichen. Was würden die zu erfahren haben, die sich ihr beugen möchten! Und doch fürchte ich, daß es an solchen nicht fehlen wird. Auch glaube ich, daß allein die Hoffnung, die Schwachmüthigen zu intimidiren, Oesterreich zu solchem Auftreten bewegt. Man hofft damit den Unionsbund noch weiter zu verkleinern."

2. Politische Schriften.

Es waren besonders zwei in der deutschen Frage enthaltene Themata, die Seebeck's eifrigstes Interesse in Anspruch nahmen und seine Feder auch außerhalb der amtlichen Thätigkeit beschäftigten: sie betrafen das Verhältniß der deutschen Einheit zu den deutschen Kleinstaaten einerseits und zu dem österreichischen Kaiserstaat andrerseits. In einem Zeitungsartikel „Aus Thüringen, den 24. Juli 1848" und in einem als Manuscript gedruckten Sendschreiben aus Frankfurt vom 24. October 1848 behandelte er die erste jener beiden Fragen, in einer umfangreichen lithographirten Denkschrift (Berlin, den 24. Januar 1851)

die zweite. Das Sendschreiben ist an ein Mitglied der frankfurter Nationalversammlung (v. Rotenhan) gerichtet, die Denkschrift wurde durch die am 23. December 1850 eröffneten dresdener Conferenzen hervorgerufen.

Da Seebeck den Bundesstaat für die einzig richtige und naturgemäße Form der deutschen Einheit hielt, so mußten ihm die Mediatisirungsgelüste, die den Einheitsstaat bezweckten und von den damaligen Tagesansichten vielfach begünstigt wurden, im Innersten zuwider sein. In thüringischen Volkszeitungen hatte man gefordert, daß alle deutschen Staaten unter einer halben Million Einwohner in Reichslande verwandelt und mit der Herstellung eines „Neuherzogthums Thüringen" der Anfang gemacht werden sollte. Gegen diese confuse Idee schrieb er, noch bevor er nach Frankfurt ging, den oben genannten Zeitungsartikel. Auch in Frankfurt traf er in Kreisen von politischer Bedeutung Stimmen genug, die der Mediatisirung der kleinen Staaten das Wort redeten. Dies veranlaßte ihn zu jenem Sendschreiben an Rotenhan, worin er ausführte, daß der deutschen Einheit die kleinen Staaten am allerwenigsten im Wege ständen, vielmehr als die gefügigsten Glieder in den Bundesstaat paßten (Bismarck nannte sie unlängst den Kitt desselben); daß die Entthronung ihrer Fürsten nicht geeignet wäre,

einen monarchischen Gesammtstaat zu begründen, denn aus zerbrochenen Fürstenreifen mache man heutzutage keine neuen Kronen; daß ein solcher Weg vielmehr zur deutschen Republik führen müsse, wie diese zur socialen.

Auf den dresdener Conferenzen hatte Oesterreich den Antrag gestellt, mit seinem gesammten Staatsgebiet in den deutschen Bund einzutreten. Dadurch wurde Seebeck veranlaßt, die deutsch-österreichische Frage ihrem ganzen Umfange nach in jener Denkschrift zu erörtern, die er am Schlusse seiner politischen Laufbahn im Januar 1851 zu Berlin verfaßt hat. Er schrieb sie, mit all den Erfahrungen bereichert, die er während der letzten Jahre erlebt und in handgreiflichster Weise noch eben auf dem frankfurter Congreß gemacht hatte. Oesterreich als Einheitsstaat könne in keine Form einer deutschen Bundesverfassung eingehen, es wolle weder ganz aus Deutschland ausscheiden, noch blos theilweise, sondern ganz und ungetheilt darin bleiben, was in einem deutschen Bundesstaat unmöglich und nur in einer föderativen Verfassung möglich sei, deren Centralbehörde sehr lockere legislative und regimentliche Befugnisse habe. Der österreichische Kaiserstaat verfolge blos seine Zwecke, mißachte die deutschen Nationalinteressen, benutze die deutschen Mächte zu seinem Vortheil und ihrem Nach-

theil. So sei es auch der frankfurter Nationalversammlung ergangen. „Der kühne Mißgriff, der einem Prinzen des Kaiserhauses die Leitung der deutschen Angelegenheiten in die Hand gab, und die glückliche Schickung, daß der klügste und keckste Mann des Parlamentes ein Oesterreicher war, verschafften ihm die willkommene und wohl benutzte Gelegenheit, die Entwicklung einer ihm nicht zusagenden Neugestaltung Deutschlands zu hemmen und zu stören, bis es, zugleich unterstützt durch das unschlüssige Zaudern, mit dem das berliner Cabinet zwischen hoffen und zweifeln, wollen und nicht wollen schwankte, sich endlich mächtig genug sah, um in Deutschland offen und entschieden seinen eigenen Willen verbietend und gebietend zur Richtschnur zu setzen." Der Eintritt des gesammten Kaiserstaates bedeute die unzweifelhafte Domination Oesterreichs, das Aufgeben der Idee eines rein deutschen Staates und das Ende Preußens als einer europäischen Großmacht, die in Deutschland wurzle; dann werde der Dualismus zn Gunsten Oesterreichs aufhören und Deutschland nur noch als Pertinenz der habsburgischen Macht, als Theil eines gemischten mitteleuropäischen Völkerbundes mit Wien zu seiner Metropole fortbestehen. Die weiteren Folgen würden der Sieg der römischen Kirche, die Verkümmerung des Protestantismus, die Aufopferung der materiellen

Interessen des nördlichen Deutschlands und eine polizeiliche Bundesverfassung sein.

Man sieht, daß Seebeck die deutsche Frage nach innen und außen genau so beurtheilte, wie sie in der nächsten Zukunft gelöst wurde. Der deutsche Bundesstaat nicht unter Oesterreich, aber in enger Alliance mit ihm war das Ziel, das auf parlamentarischem Wege niemals erreicht werden konnte und in den Tagen von Bronnzell und Olmütz für immer verloren schien. Nothwendig, wie es war, mußte dieses Ziel erzwungen, d. h. erkämpft werden. Nach den Kriegen in der Krim und in Italien war der Zeitpunkt gekommen, um die deutsche Frage durch die Kriege mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich endgültig zu lösen. Aber die Wege dieser Politik richtig zu erkennen und zu ergreifen, war ein patriotischer Mann von unvergleichlicher Thatkraft und Klugheit nothwendig und ein ihm gewachsenes Zeitalter, wie das Wilhelms I.

Als Seebeck in den ersten Augusttagen 1848 nach Frankfurt kam, standen noch die revolutionären Hoffnungen in voller Blüthe; er wurde bald ein Zeuge sehr tumultuarischer und heftiger Scenen in der Paulskirche, deren erste durch die empörenden Ausfälle Brentano's gegen den Prinzen von Preußen hervorgerufen wurde; es folgten die Verhandlungen über den Mal-

möer Waffenstillstand, die Verwerfung desselben nach dem Antrage Dahlmanns, der während der Sitzung „kummervoll und mit gesenktem Haupte da saß", und dem es nachher nicht gelang, ein Ministerium zu bilden. Nach wenigen Tagen folgte die Annahme des Waffenstillstandes und darauf der frankfurter Volksaufstand vom 18. September mit seinen Gräuelthaten. Der Sieg der Soldaten in Frankfurt, das Mißlingen des Struve-Putsches in Baden, der in Lörrach die deutsche Republik proclamirt hatte, und der Fall Wiens waren die sicheren Zeichen, daß die revolutionäre Partei ihre Sache verloren habe, und daß durch Anarchie und Tumulte kein neues Deutschland geschaffen werden könne. Aber auch in den Wegen des frankfurter Parlaments mit dem ohnmächtigen Regierungsapparate des Erzherzogs und des Reichsministeriums war die deutsche Sache so gründlich verfahren, daß ihr Schiffbruch vorauszusehen war. „Ich bin von dem Mißlingen des hier betriebenen Werkes überzeugt", schreibt Seebeck schon den 26. August 1848, „überall wird gestört und zerstört, und es ist zum Verzweifeln, in der Nähe mitansehen zu müssen, wie alle Kräfte, auch die guten, nichts vermögen." Und einige Zeit später: „Ich sehne mich oft herzlich danach, diesem Wirrwarr den Rücken zu kehren und ruhig in einer Schulstube auf noch unverdorbene Knaben wirken zu können." Es fehlte

nicht an Persönlichkeiten, die ihm sehr zusagten, er nennt als eine solche den Unterstaatssecretär Matthy, er hatte unter den Abgeordneten der Nationalversammlung sich näher mit Fr. G. Becker aus Gotha (Perthes' Schwager) befreundet und unter seinen Collegen eine sehr vertraute, fortwirkende Freundschaft mit einem der verdientesten hanseatischen Staatsmänner Johann Smidt, dem ehrwürdigen Bürgermeister von Bremen, geschlossen. Bei den persönlichen Eigenschaften, die ihn selbst auszeichneten, bei dem Werthe seines Charakters und Urtheils, verbunden mit den angenehmsten Formen im Umgang, ist es gar nicht befremdlich, daß man seine Dienste für das Reich zu gewinnen wünschte. „Es ist jetzt", schreibt er den 26. November 1848, „ein ewiges Suchen nach passenden Männern für die immer schwerer werdenden Aufgaben der Centralgewalt. Man tappt im Suchen so herum, daß schon der alte Smidt gefragt worden ist, ob nicht ich, wenn Schmerling austrete, mich zum Reichsminister des Innern gut eignen würde. Armes Deutschland! Wenn man einen alten Schulmeister darauf ansieht, ob er nicht der Mann sein möchte, im großen weiten Reiche Ordnung zu halten!" Ein halbes Jahr später erging die Frage an ihn selbst, und zwar direct vom Reichsverweser.

Als er sich diesem das erste mal vorstellte (19.

August), fand er ihn sehr gedrückt. «Wir haben hier etwas recht Schweres übernommen», sagte der Erzherzog, «nun wolle Gott uns helfen, denn was begonnen ist, muß fortgeführt werden.» „Bei diesen Worten hatten seine Züge einen so schmerzlichen Ausdruck, daß es mich bewegte.“ Auch das zweite mal war der Eindruck nicht hoffnungsvoller. „Heute bin ich beim Erzherzog gewesen“, schreibt Seebeck den 14. October, „er war sehr freundlich, aber da er schon durch viele Besuche ermüdet war und auch in dem öden Zimmer, wo ein alter Knorren im Kamin glimmte, zu frieren schien, so gab er wieder mehr das Bild des alten Mannes, dem es sauer wird, sein Bündel zu tragen.“

5. Die Sendung nach Hannover und der Antrag des Reichsverwesers.

Unter dem Ministerium Gagern erhielt Seebeck gegen Ende April 1849 den Auftrag, im Namen der Centralgewalt nach Hannover zu gehen, um bei der dortigen Regierung für die Annahme der Reichsverfassung zu wirken. Hier erschien er am 2. Mai vor dem versammelten Ministerium, um zunächst in mündlicher Rede seinen Auftrag zu erfüllen. Die Anträge der Reichsregierung wurden, wie nach den jüngsten preußischen Erklärungen (28. April) zu er-

warten stand, abgelehnt, und Seebeck schied unverrichteter Sache mit persönlich angenehmen Eindrücken von den Ministern, mit trüben Aussichten für das Land. „Ich habe den König noch nicht gesehen, er ist immer noch leidend. Das ist hier ein übles Ding mit dem fürstlichen Hause, es besteht aus einem Greise, einem Blinden und einem Kinde. Nur mit Bangen denken die Leute an die keinesfalls ferne Zeit, wo der alte Herr die Augen schließt, und leider der Nachfolger nicht im Stande ist, die seinigen zu öffnen."

Mit der Reichsverfassung fiel das Ministerium Gagern. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr von Hannover wurde Seebeck mit der Nachricht überrascht, daß der Reichsverweser ihn rufen lasse. „Gestern, als ich eben nach der Nationalversammlung gehen wollte", so schreibt er den 12. Mai, „wurde ich zum Erzherzog-Reichsverweser beschieden mit dem Bemerken, daß ich so schnell als möglich mich einfinden möchte. Ich folgte dieser Aufforderung und wurde von dem alten Herrn, der mich gleich in sein Arbeitszimmer führen ließ, sehr huldreich empfangen. Erst ließ er sich ausführlich von Hannover und dem Ergebniß meiner Sendung berichten, dann lenkte er das Gespräch auf die Lage der Dinge im allgemeinen, sprach über das Gagern'sche Ministerium, sagte mir, warum er dasselbe entlassen habe, und nachdem er

noch hinzugefügt, wie er der zunehmenden Extravaganz der revolutionären Partei in und außer dem Parlament ruhig und fest sich entgegenstemmen wolle, forderte er mich auf, ihm dabei zur Seite zu treten, das Ministerium des Innern und damit zugleich die Leitung des Reichsministeriums zu übernehmen. Ich erwiderte, daß ich in der jetzigen Krisis zu einer so schwierigen Aufgabe mich nicht befähigt halte, und als er dagegen bemerkte, daß die Reinheit meiner Gesinnung, die Wahrhaftigkeit meines Charakters und gesundes Urtheil mich dazu völlig qualificiren, antwortete ich ihm, daß ich seine gute Meinung zu mir durch nichts rechtfertigen könne als wenn ich bei meiner Weigerung beharre; er suche einen kräftigen Stab, um mit demselben über einen tiefen Abgrund einen nothwendigen, aber auch bedenklichen Sprung zu wagen, ich aber würde ihm dabei leicht zusammenbrechen. — Du wirst meine Weigerung billigen. Du weißt, daß in mir das Gemüth zu sehr vorwaltet, als daß ich eine Bahn betreten könnte, wo es nothwendig werden dürfte, mit Kanonen statt mit Worten zu sprechen. Dies zu können, fordert *eiserne* Naturen. Dazu kommt, daß ich leicht nur die Brücke sein könnte, um Plänen und Handlungen Bahn zu machen, die ich um keinen Preis je in meinem Leben befördert haben möchte, und jedenfalls würde ich nach meinem bisherigen

Wirken in der deutschen Frage meinen politischen Charakter mit Annahme des mir angetragenen Postens in das allerzweideutigste Licht stellen. Das Gefühl, auch die Achtung der Verständigen und Braven eingebüßt zu haben, würde mir das Herz brechen. Es gibt Fälle, wo man alles für das Wohl des Vaterlandes einsetzen muß, aber es ist dann auch nöthig, daß man in seinem Herzen sicher ist, nur dem Besten zum Werkzeug zu dienen. Da ich nun weder zu der Sache, der ich dienen soll, noch zu meiner persönlichen Befähigung, noch auch zu den mir dabei in Aussicht gestellten Mitteln ein zureichendes Vertrauen habe, so halte ich es für durchaus recht, daß ich trotz des Zuredens des Reichsverwesers und troß der anmuthenden Aufforderungen mehrerer mir zunächststehenden Collegen bei meiner Weigerung beharrt habe."

Ich habe diese vertrauliche Aussprechung, wie sie unmittelbar aus dem merkwürdigen Erlebniß hervorging, ganz mittheilen wollen; denn unter allen Briefen Seebecks ist vielleicht kein anderer so charakteristisch, wie dieser, für die Zeit und den Mann: ein so schlichtes Zeugniß, wie redlich er gesinnt war, und wie klar er sich selbst und die Lage der Dinge beurtheilte. Auch das Wort von „den eisernen Naturen", welche die nächste Zukunft fordern könne, war von einem richtigen Vorgefühl inspirirt.

4. Der neue Lebensweg.

Es ist ergötzlich, aus den vertrauten Briefen jener Tage zu sehen, was für verschiedene Anträge ihm fast gleichzeitig gemacht wurden: der Bevollmächtigte für Bückeburg (Karlowa) will ihn seinem Fürsten zum Minister vorschlagen; wenige Tage später bietet ihm der Erzherzog an, der Ministerpräsident des Reiches zu werden; der weimarische Staatsminister v. Watzdorf möchte ihn zum Schulrath in Weimar, der Bürgermeister Smidt zum Gymnasialdirector in Bremen haben, und er selbst hofft, daß man ihm das Rechnungswesen in Meiningen anvertrauen werde. Glücklicherweise geschah von alle dem nichts, sondern sein Genius fand den rechten Weg, der die pädagogische Wirksamkeit mit der praktischen, für die er sich „von Haus aus angelegt" fühlte, auf das Beste vereinigte. Gymnasiallehrer, Gymnasialdirector, Prinzenerzieher, Schulrath war er gewesen, und die zwanzigjährigen Erfahrungen, die er in diesen Aemtern gesammelt hatte, gaben ein reiches pädagogisches Capital. Nun war er in den letzten Jahren auch ein Staatsmann und Diplomat geworden, der vorzugsweise den thüringischen Landen gedient hatte und sich hier heimisch fühlte, er hatte in dieser Schule nicht blos einen Schatz politischer Erfahrungen gesammelt, sondern auch die ihm natürliche Kunst des geselligen Verkehrs und der

Menschenbehandlung in mannichfaltigster Weise bewähren und üben können; er besaß in vollem Maße die „homiletischen Tugenden", wie die Moral sie nennt, die nur sehr selten mit den pädagogischen gepaart sind. Die thüringische Hochschule durfte sich Glück wünschen, daß ein solcher Mann ihr Curator wurde.

VI.

Seebeck als Universitätscurator.

1. Die Zeit der Reaction und Ruhe.

Seit dem Tage, an welchem Seebeck seine Stellung in Meiningen angetreten hatte, waren gerade sechszehn Jahre vergangen, als er den 18. April 1851, begleitet von seinem ältesten Sohne, einem stattlichen Jüngling von siebzehn Jahren, in Jena eintraf, um hier sein neues Amt, die Curatel der Universität, zu übernehmen. „Wir kamen durch das Johannisthor, so daß ich gleich mein altes Geburtshaus im Vorbeifahren begrüßen konnte. Das erste Wort, welches hier zu mir gesprochen wurde, war mir von günstiger Vorbedeutung. Als mich in dem freundlichen Gasthofe, worin wir abgestiegen sind, der Wirth hinaufführte, sagte er zu mir: «Sie wollen gewiß unsere wissenschaftlichen Anstalten vermehren.»

Er meinte, daß ich meinen Sohn hierher bringen wollte, ich aber deutete es mir in anderem Sinne." Diese seine Deutung hat er erfüllt. Als er sein 25 jähriges Curatorjubiläum feierte und ein Jahr später sein Amt niederlegte, war unter seiner Fürsorge die Universität zu einer Blüthe gediehen, die an ihre schönen Zeiten erinnern durfte: er war in Ansehung der Anstalten, wie der Lehrkräfte und der Studirenden wirklich ein Mehrer der Hochschule geworden.

Die Zeit war seinem Werke günstig. Es war nach den turbulenten Jahren in Deutschland still geworden und die Ruhe eingetreten, worin jeder wieder an seine Pflichten ging und die Arbeit aufsuchte, für die er bestellt war, vor allen die Wissenschaften. Mit der Rückkehr zum alten Bundestage war auch die rückläufige Bewegung in vollstem Gang und eine Reaction zur Herrschaft gekommen, die nach den Zeiten der Wühlerei und des Aufruhrs wohlthätig hätte sein können, wenn sie nicht über die Maßen kleinlich, kurzsichtig und verfolgungssüchtig gewesen wäre. Ihr charakteristischer Ausdruck, zugleich der stärkste und widerwärtigste, den sie finden konnte, war der kurhessische Minister Hassenpflug, aber auch in anderen deutschen Staaten hatte sie ähnliche Erscheinungen ans Ruder gebracht, die nur schwächlicher, nicht besser waren als jener. Es gab damals Wanderminister, die

von einem kleinen Staat in den andern zogen, in Reaction machten und gleichsam die Kammerjäger derselben spielten, wofür sie ihren Preis forderten und davontrugen. Indessen waren die Tage dieser Reaction gezählt und ihre Dauer fast ebenso kurz wie das Gesicht ihrer Matadore. Es hat auch während ihrer Herrschaft nicht an Fürsten in Deutschland gefehlt, die weiter blickten und die großen vaterländischen Fragen im Auge behielten. Man wird es dem Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha nicht vergessen, daß er in jenen trüben Zeiten einer der eifrigsten und offensten Gegner der Reaction und ihrer Treiber war, der die Unterdrückten lieber schützen als verfolgen wollte. Die sogenannten Märzminister hatten alle bis auf einen das Feld räumen müssen: dieser eine, der trotz aller Versuche, ihn zu stürzen, in seiner Stellung beharrte, Dank dem Großherzog von Sachsen, war der Minister v. Watzdorf in Weimar, mit dem Seebeck in der Leitung der Universität stets Hand in Hand ging. Was damals einer Universität an Lehrkräften durch politische und kirchliche Verfolgungen verloren ging, konnte eine andere, die von solchen Angriffen verschont blieb, gewinnen und für Deutschland erhalten. In einer so günstigen, fast einzigen Lage im Anfange der fünfziger Jahre befand sich Jena, und Seebeck, der wohl conservativ im besten Sinne

des Worts, aber gar nicht reactionär gesinnt war, wußte diese Conjuncturen der Zeit für die Universität wohl zu benutzen.

2. Die Zustände der Universität und ihre Zukunft.

Nach einem Menschenalter der Verlassenheit und des zunehmenden Verfalles bedurfte Jena des Aufschwungs und einer gründlichen Hebung. Nach den Freiheitskriegen war der Ruf der Universität vorzugsweise von der akademischen Jugend ausgegangen, ihr Name war mit der Stiftung der Burschenschaft und deren Schicksalen auf das Engste verknüpft, sie galt in den Augen der Machthaber als der eigentliche Heerd des revolutionären Studententhums und erlitt eine Reihe schlimmer Verfolgungen, unter denen namentlich das Verbot von Seite Preußens ihre Frequenz schädigte. Auch nach innen standen die Verhältnisse ungünstig. Bei den fürstlichen Erhaltern hatte das Interesse abgenommen und war nach dem Tode von Karl August erkaltet; bei den sehr beschränkten Mitteln konnte an eine Förderung der Universität, an die Vermehrung ihrer Anstalten, die nöthig gewordene Theilung gewisser Lehrobjecte und die Vervielfältigung der Lehrkräfte, wie sie durch den Fortschritt der Wissenschaften geboten war, nicht gedacht werden; man ließ sie fortexistiren, aber nicht fortschreiten, neue Lehrstühle

wurden nicht geschaffen und die alten, wenn sie vacant wurden, nur selten durch Berufungen von außen, gewöhnlich durch Beförderung der schon vorhandenen Lehrkräfte, die mitunter auch Lehrschwächen waren, wiederbesetzt. Im Frühjahr 1839 klagte man, daß seit zehn Jahren nur zwei Berufungen stattgefunden hätten. Mit diesem Stande der Dinge hing es genau zusammen, daß die ersten Stationen der akademischen Laufbahn, Promotion und Habilitation, leicht zu durchlaufen und eine Titularprofessur leicht zu erreichen war, daß in den Beförderungen mit der Zeit der Schein eines gewissen „Erbprofessorenthums" hervortrat und in den Besoldungen die finanziellen Mittel in kleinen und kleinsten Portionen zu sehr verzettelt wurden. Natürlich hat es der Universität auch damals nicht an einzelnen hervorragenden Männern und leuchtenden Namen gefehlt, aber im ganzen und großen waren ihre Zustände so geartet, daß man befürchten durfte, sie werde in Zukunft mehr den Charakter einer thüringischen Landesschule annehmen, als den einer deutschen Hochschule bewahren.

5. Seebecks curatorische Wirksamkeit.

Es galt, einer solchen Gefahr vorzubeugen und der Universität Jena, einer der ehrwürdigsten, berühmtesten und anmuthigsten unseres Vaterlandes, durch

eine Reihe zeitgemäßer Reformen das Ansehen und die Wirkungskraft einer deutschen Hochschule zu erhalten, so daß sie im Bewußtsein einer glorreichen Vergangenheit und einer gesicherten Gegenwart ihr viertes Jahrhundert beginnen konnte. Dies war die Aufgabe, die Seebeck vor sich sah, als er die Curatel der Universität übernahm, die er zu seiner Lebensaufgabe gemacht und als das Thema und Ziel seiner 25jährigen Amtsführung unverwandt im Auge behalten hat. Mitten in dem Getriebe der kleinen akademischen Welt lebend, jedem zugänglich, mit einigen näher befreundet, mit den Personen und Verhältnissen aller vertraut, immer wohlwollend und hülfreich gesinnt, vor allem aber von der Sache der Universität und ihren akademischen Aufgaben erfüllt, deren Zusammenhänge im großen wie im kleinen ihm stets gegenwärtig waren, hat Seebeck über der Gunst und Ungunst der einzelnen eine erhabene und von allen kleinlichen Interessen, die um ihn und auch wohl gegen ihn spielten, völlig unberührte Stellung eingenommen und zu behaupten gewußt. Er fand zahlreiche Gegner, als er kam, denn der Name eines Curators schmeckte nach den karlsbader Beschlüssen und erschien vielen wie der Hut des Landvogtes; aber ihre Zahl wurde immer geringer, je länger er wirkte, und er hat zuletzt, glaube ich, keinen einzigen Feind gehabt; hatte doch einer seiner

abgeneigtesten und hartnäckigsten Gegner ihn so lieb gewonnen, daß er auf dem Sterbebett ihm noch einmal die Hand zu reichen wünschte. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß dieser Curator kein Landvogt, sondern, wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, ein akademischer Seelsorger war, bei dem die Aufsicht mit der Einsicht gleichen Schritt hielt. Er besaß eine solche wissenschaftliche Ausrüstung, einen so weiten Gesichtskreis und eine so bewunderungswürdige Lernfähigkeit, daß er sich mit der akademischen Sachliteratur bis in die ihm fernsten Gebiete vertraut machte und über die Entwicklungszustände der Wissenschaften, ihre Richtungen und Ziele, über die Art und den Werth ihrer Vertreter, über die Einrichtungen und Bedürfnisse der wissenschaftlichen Anstalten sehr gut orientirt und für jede Belehrung offen und empfänglich war. Es ist ihm gelungen, die Uebel, deren wir gedacht haben, zu beseitigen, die Finanzen zu verbessern und durch eine weise, lediglich den Bedürfnissen und Aufgaben der Universität angepaßte Verwaltung eine Reihe wohlthätiger und zeitgemäßer Reformen einzuführen, neue Anstalten und Lehrstühle zu gründen und eine große Anzahl erfolgreicher Berufungen zu bewirken.

Vermöge seiner früheren Stellung und seiner persönlichen Art war Seebeck vorzüglich geeignet, auch bei ihren fürstlichen Erhaltern die Sache der Univer-

sität zu führen und zu fördern. Er war ihr beständiger und glücklicher Fürsprecher, der die Gabe wie die Kunst, die Interessen, die sein Herz erfüllten, mitzutheilen, in reichem Maße besaß. Der Landesherr, Großherzog Karl Alexander, nahm und nimmt an der Hochschule den regsten Antheil, kommt gern in ihre Mitte, besucht die Vorlesungen, versammelt die Professoren um sich und verweilt des Sommers wohl einige Tage in seinem Gartenhause, um mit der Akademie ungezwungen zu verkehren. Von Seiten der weimarischen Regierung war Seebecks nächster Vorgesetzter der damalige Staatsrath und gegenwärtige Staatsminister Stichling, der Enkel Herders, ein Mann von hellstem Geist und von thätigstem Eifer in der Förderung der Universität, der mit dem Curator nicht blos gleichgesinnt, sondern auch persönlich befreundet war. Immer bestrebt, in den fürstlichen Erhaltern das gedeihliche Zusammenwirken in Absicht auf das Beste ihrer Gesammtuniversität zu fördern und namentlich den günstigen Wechselverkehr zwischen Weimar und Jena zu pflegen und zu vermitteln, hat Seebeck nach beiden Seiten den guten Genius der Hochschule in seinem Leben und Wirken personificirt. Unter einem Curator, wie er war, hätte eine Katastrophe, wie sie Fichte erlebt hat, oder ein ihr ähnlicher Fall niemals stattfinden können. Er würde die Lehrfreiheit

nach außen und nach innen zu schützen vermocht haben, indem er drohenden Eingriffen wie unbesonnenen Ausschreitungen durch seine behutsame, gewinnende und zugleich feste und sachgemäße Haltung bei Zeiten zu begegnen gewußt.

Es giebt mancherlei Uebel, die besonders kleine Universitäten leicht annagen und deren Zwecke gefährden, wenn sie fortwuchern. Ich nenne zwei der verderblichsten, die sich unmerklich einschleichen und wachsen: der Allotrismus und die Kameraderie. Unter dem ersten verstehe ich die Neigung, allerhand andere Dinge lieber zu treiben, als die Wissenschaft und das eigene Lehrfach: dies ist der Weg, um ein unnützer und schlechter Professor zu sein oder zu werden. Unter dem zweiten verstehe ich die Neigung, lieber guten Freunden zu dienen als der Wissenschaft und ihren Lehrzwecken: dies ist der Weg, um das Geschlecht der unnützen Professoren zu vermehren nach dem Grundsatz, daß der gute Freund unter allen Umständen besser ist als der gute Professor. Beide Wege führen mit Sicherheit zur Verschlechterung der Professoren und dadurch unfehlbar zur Entvölkerung der Hörsäle. Es fehlt zur Bestätigung dieses Satzes in der Vergangenheit und Gegenwart der Universitäten nicht an mancherlei Beispielen, von denen in früherer Zeit auch Jena nicht ganz frei geblieben ist. Nun eignete sich

Seebecks Persönlichkeit durch die Einsicht, womit er die Zwecke der Universität in vollster Klarheit sah und sich stets gegenwärtig erhielt, durch den Eifer, womit er diesen Zwecken sich hingab, und endlich durch den wachsenden Einfluß, den er auf die gesammte Universität ausübte, in hohem Maße dazu, jene Uebel zu verhüten.

So war seine curatorische Wirksamkeit in Jena durch das, was sie vollbracht und erreicht hat, eine sehr glückliche und ihm völlig gemäße, nicht etwa abgesehen von den Mühen und Kämpfen, die sie bestehen mußte, sondern diese eingerechnet. Von seiner Aufgabe durchdrungen und von der eigenthümlichen Mission der ihm anvertrauten Universität erfüllt, hielt er am 15. August 1858 auf offenem Markt die Festrede „bei der Enthüllung des Denkmals für Kurfürst Johann Friedrich den Großmüthigen", den Stifter der Universität. In großen Zügen schilderte er deren Geschichte und Schicksale: ihre Stiftung nach dem schmalkaldischen Kriege, ihre erste Säcularfeier nach dem dreißigjährigen, ihre zweite mitten im siebenjährigen Kriege, ein Jahr nach der Geburt von Karl August, und die dritte, deren Wortführer er selbst war, stand, was der Redner nicht ahnen konnte, dicht vor der kriegerischen Aera, aus welcher Deutschlands neue Einheit und Größe hervorgehen sollte. Die

friedliche Arbeit einer Regeneration der Universität hatte vor kurzem begonnen, und er sollte sie durchführen. In den Zügen von Johann Friedrich lag etwas, das den Redner hob und stärkte: der Glaube an die Zukunft! In den Zügen der Universität selbst, die unter seiner Hand wachsen sollte, lag ein Ausdruck von Armuth und Fülle, der ihn rührte und hinriß: „Klein unter den Kleinen, und darum um so höher zu preisen! Denn wie einst vom Redner in Athen auf das niedere Haus des marathonischen Siegers rühmend hingewiesen wurde, so lassen auch diese Häuser nicht sich betrachten, ohne die erhebende Erinnerung an die Fülle großer, in alle Zeit mächtig wirkender Gedanken, die unter ihrem niedrigen Dach sich zum Lichte gerungen haben."

Das Wilhelminische Zeitalter war schon im Aufgange begriffen, die Bismarck'sche Epoche nahte heran und mit ihr die Reihe jener großen Begebenheiten, welche Deutschland umgestaltet und die Physiognomie des Jahrhunderts verändert haben. Das Jahr 1866 hatte Zustände hervorgerufen, die auf die Existenz der kleinen Universitäten, namentlich der nichtpreußischen, ungünstig einwirken und die Aufgabe ihrer Erhaltung und Förderung sehr erschweren mußten. Aber Seebeck war nicht der Mann, der seine Aufgabe verließ, weil sie schwerer wurde. Auch die Weltlage erfüllte ihn

mit Sorgen, er sah nach innen den deutschen Bundesstaat im Einheitsstaate zu Grunde gehen und von außen den europäischen Krieg drohen, der alles in Frage stellte. Diese Vorstellungen haben ihn damals bisweilen verdüstert und seinen Blick in die nächste Zukunft getrübt. Wenn man ihn einen Particularisten genannt hat, so mag dieser Ausdruck von ihm gelten, aber keineswegs nur im kleinstaatlichen, sondern recht eigentlich im altpreußischen Sinne. Durch den Siegeslauf der deutschen Waffen im Jahre 1870, durch die Gründung des deutschen Reiches in der ihm angemessenen Form und die großartige Friedenspolitik, die den Bestand desselben sicherte, wurden seine Hoffnungen wieder gestärkt und seine Befürchtungen vermindert. Als er Bismarcks Reden, wie deren Sammlung erschienen war, zum ersten male ohne Unterbrechung gelesen hatte, war er von dem Eindrucke derselben im höchsten Grade gefesselt und, wie nie zuvor, von dem Zusammenhang und der Weite der Ideen, von der Klugheit und Charaktergröße dieses Staatsmannes überzeugt, der, wie kein anderer, das Ganze vor Augen habe und unabhängig von allen Parteizwecken fördere. Doch hat er sich nie der Vorstellung erwehren können, daß der unheimliche Dämon der Revolution die Völker ergriffen habe und unaufhaltsam fortschreite, bis die Schutzmauern der Ordnung so gelockert sein werden,

daß die Wilden durchbrechen. Der Kern seiner politischen Gesinnung war und blieb jener altpreußische Patriotismus, der ihn erfüllte, als er im Jahre 1831, ohne sich zu nennen, „Briefe eines preußischen Landwehrmannes" herausgab, um in seinen Freunden Neigungen und Wünsche zu bekämpfen, welche die Julirevolution entzündet hatte. Er hat Aufruhr und Umsturz später in der Nähe gesehen und aus eigener Erfahrung sich bestätigt, wie wahr der Kanzler in Goethe's Faust die Zeiten der Auflösung schildert:

„Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet.
So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen, was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?"

VII.

Seebecks Gemüthsart und Lebensende.

Wenn ich mir die Züge des verehrten Mannes vergegenwärtige, so treten mir in der Erinnerung besonders diejenigen entgegen, die schon jeder für sich selten sind, noch seltener aber vereinigt. Unbegrenzte Herzensgüte war hier mit hoher Geistesbildung, mit Klarheit und Schärfe des Verstandes gepaart. Herzensgüte ist seltener als Geist; die seinige konnte im Wohlwollen bisweilen so weit gehen, daß er nicht sehen wollte, was er sah. Feste Entschlossenheit, die muthig vorwärts ging, keine Widerwärtigkeiten scheute, ja sie gern für andere übernahm, verband sich bei ihm mit einer großen Geschicklichkeit in der Behandlung schwieriger Verhältnisse, die er gefügig zu machen wußte, was ohne eigene Geschmeidigkeit keinem gelingt. Wenn

man unter Taubeneinfalt die Lauterkeit der Absicht und unter Schlangenklugheit die Kunst versteht, seine Ziele zu erreichen, ohne mit dem Kopf wider die Wand zu rennen, so besaß Seebeck beide Tugenden, wie sie das biblische Wort vorschreibt. Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung war bei ihm eine natürliche Eigenschaft, die sich von selbst verstand und kein Aufheben von sich machte. Es ist recht in seiner Art, wenn er gelegentlich in einem Briefe bemerkt: „diese Einrichtung ist mir um so lieber, da sie nicht zu meinem Vortheile gereicht".

Diese beständige und heitere Selbstverleugnung hat sich wie in seinem privaten und häuslichen, so auch in seinem öffentlichen und amtlichen Leben bekundet. Er begehrte die praktische Wirksamkeit, um das Wohl anderer zu fördern, aber er war zugleich eine so tief beschauliche und allem Ehrgeiz abgewendete Natur, daß es ihm leicht dünkte, aus dem eifrigsten Wirken für die öffentlichen Interessen des Vaterlandes ein «doctor umbraticus» zu werden. Selbst die mit voller Hingebung ergriffenen Lebensziele konnte er verlassen, wenn er die Sache bis zu einem Punkte geführt hatte, wo es ihm gut schien, daß andere an seine Stelle traten. Er wollte säen, nicht ernten, um zu gewinnen, am wenigsten für sich. Ein Bekenntniß dieser Gesinnung, indem er seinem Bruder den Gang

seiner Schicksale in Meiningen schildert, findet sich in einem Briefe vom 11. Mai 1838, den ich mit tiefer Rührung gelesen habe. Er spricht nicht von seinen Tugenden, sondern von der schlichten Erfahrung, daß wir oft ganz andere Ziele erstreben als erreichen. „Meine hiesige Laufbahn ist ein naheliegendes Beispiel. Ich war berufen, das hiesige Gymnasium zu dirigiren und als Mitglied der Schulbehörde zur zweckmäßigen Umbildung und Leitung des ganzen Schulwesens des Landes mitzuwirken. Vier Wochen war ich hier, und ich erkannte es als vernünftig, dem erst genannten Beruf zu entsagen und einen neuen nie gesuchten zu übernehmen, der andere mir ursprünglich übertragene weitere Beruf sollte mir dabei bleiben. Doch siehe! wenige Jahre sind um, und ich erkenne es abermals für vernünftig, auch dem zu entsagen und somit von der Bestimmung, die mich hierher geführt hatte, mich vollständig zu trennen. Das Letzte, was ich für das Schulwesen hier gewirkt habe, ist, daß ich den Herzog und seine Räthe bewogen habe, sich zur Wahl eines Schulraths zu entschließen, diese Wahl auf Kießling zu lenken und diesen in jedem Betrachte trefflichen Mann zu überzeugen, daß seine Berufung zur Leitung unserer Schulangelegenheiten ihm selbst und dem Lande zum Segen sein wird. Und mit dem allen ist mir etwas gelungen, was ich zu den besten Wirkungen

meines Hierseins rechne. Siehe, lieber August, daß es mir geworden ist, der Sache, für die ich jahrelang mit dem wärmsten Interesse gewirkt habe, auch noch durch mein Lossagen von ihr zu nützen, sie durch Hintansetzung jeder Rücksicht auf mich zu fördern und ihr durch die freiwillige Aufgebung aller persönlichen Wünsche ein ganz neues Leben zu geben: ja, das sehe ich in meinem ganzen, von Gott reich gesegneten Leben als einen der größten Beweise seiner Huld an und danke ihm dafür jetzt und immer, von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe! Neulich fragte mein Söhnchen: „„Woher kommen die Blumen? kommen sie schon so fertig aus der Erde?““ „„Nein““, sagte die Mutter, „„der Gärtner legt ein Korn in die Erde, das thut sich dann auf und ein Blättchen kommt hervor, und dann wächst daraus ein Stengel, und aus dem kommen die Blumen, und die Blumen werden Früchte.““ „Da stand das liebe Kind sinnend und sagte: „„Aber das Körnchen? das ist dann wohl nicht mehr?““ „Des Körnchens Schicksal ist das meine. Das hiesige Schulwesen ist nunmehr schon eine kräftige Pflanze, die viele neue Blüthen getrieben hat und schon manche Frucht trägt und im erfreulichen Wachsthum noch viel schönere Blüthen, noch viel reifere Früchte für nahe und ferne Zeiten verspricht, aber in keinem Blatt, in keinem Zweig,

in keiner Blüthe, in keiner Frucht findest du mich: ich war das verborgene Korn, aus dem die Keime sproßten, die sich nun so reich entfalten. Sie haben selbstständiges Leben gewonnen, nun hat das Korn nicht mehr zu wirken und ist vergangen. So möge es mir auch in dem Berufe gehen, dem ich jetzt lebe; so möge es mir in allem gehen, was ich bin und wirke bis zum Schluß meiner Tage. Ein besseres Loos kann der Mensch sich nicht wünschen. Religion, Wissenschaft und Leben lassen mich das klar erkennen und tief empfinden."

In eben dieser Gesinnung hat Seebeck, wie wir gesehen, auch für die Universität Jena gelebt und gewirkt. Als seine Körperkräfte abnahmen, legte er sein Amt nieder, weil er diesem die rüstigere Kraft und sich die Ruhe wünschte. Seine Geistes- und Lebensfreudigkeit ließ er sich weder durch die Gebrechen des Alters noch durch die Nähe des Todes stören. Der Tod war ihm eine ernste, aber gar keine schreckliche Vorstellung, er war völlig darauf vorbereitet, die Seinigen waren es durch ihn. Als sein ältester Sohn, der in Gesinnung und Erscheinung an den Vater erinnert und in seiner verdienstvollen militärischen Laufbahn dem großväterlichen Vorbilde gefolgt ist, an sein Sterbebett trat, sagte er: „Ich wußte, daß du kommst." Mit vollem Bewußtsein hat er von der geliebten Frau,

den Söhnen, die bei ihm waren, den Töchtern in der Ferne Abschied genommen und ist, ein glücklicher Patriarch, ohne Lebensüberdruß in der Mitte der Seinigen gestorben. Die Schlußworte des Goethe'schen Faust bewegten noch seine Seele, kurz bevor ihm das Bewußtsein schwand. In einem seiner letzten klaren Augenblicke sah er die Seinigen fest an und sagte:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.“

VIII.

Seebecks Familie.

Ich will diese meine Erinnerungen an Moritz Seebeck nicht schließen, ohne noch ein Wort von der Familie zu sagen, in deren Mitte als Gatte, Vater und Patriarch er sich unaussprechlich glücklich gefühlt hat. Aus seiner Ehe sind vier Söhne entsprossen und zwischen dem älteren und jüngeren Brüderpaar eine liebliche Tochter. Wie sein eigener Ehebund aus tiefer Neigung hervorgegangen und seine Erziehungskunst stets in den Dienst einer naturgemäßen Entwicklung gestellt war, so hat er auch seinen Kindern in der Wahl ihres Berufs und in der Gründung eigener Familien keinerlei Zwang angethan. Darum sind unter seinen Händen tüchtige, liebenswürdige und glückliche Menschen gediehen, soweit Menschenglück von des Menschen eigener Wahl selbst abhängt.

Die beiden mittleren Söhne sind dem Vater früh vorangegangen: Georg, der dritte Sohn, der durch seine schlichte und kräftige Natürlichkeit des Vaters Herz erfreute, hatte sich eben der Landwirthschaft gewidmet, als er im Beginn seines 23. Lebensjahres am Typhus in Berlin erkrankte und starb (1864); Bernhard, der Zweitgeborene, wurde in seinem 31. Lebensjahre das Opfer einer Lungenkrankheit (Jan. 1867), als er nach wohlbestandener Staatsprüfung seine ärztliche Laufbahn in Berlin glücklich und aussichtsvoll begonnen. Ihm hatte die Natur einen zarten liebreichen Sinn und die Neigung zu hülfreicher und sorgender Thätigkeit mit allen Bedingungen verliehen, die dazu erforderlich sind.

Die beiden lebenden Söhne, in ihrer äußeren Erscheinung dem Vater sehr ähnlich und doch von einander recht verschieden, haben das patriarchalische Alter unseres Seebeck mit beständiger Freude erfüllt. Sie sind in ihren Laufbahnen nach eigenster Neigung den großväterlichen Vorbildern gefolgt.

August, der Erstgeborene, hatte in seinem Großvater von Krauseneck das schönste Vorbild einer kriegerischen und ruhmreichen Laufbahn vor Augen, und er war früh entschieden, daß er nur Soldat werden könne. Er hat die Feldzüge von 1866 und 1870/71 schon in bedeutenden Dienststellungen mitgemacht und

in dem letzteren sich das eiserne Kreuz 1. Classe verdient. Er war im Jahre 1876 kaum in den großen Generalstab nach Berlin versetzt, als er sogleich in die Commission, welche die europäischen Großmächte zur Feststellung der Demarkationslinie zwischen der Pforte und Montenegro eingesetzt hatten, auf den dortigen Kriegsschauplatz als Vertreter Deutschlands commandirt wurde. Jetzt, ein 52jähriger Mann, ist August von Seebeck seit mehreren Jahren Oberst und Regimentscommandeur in Darmstadt.

Wie Bernhard in der Wahl des ärztlichen Berufs seinem Großvater Thomas Seebeck zu vergleichen ist, so hat Ernst, der jüngste Sohn, das Beispiel seiner großväterlichen Vorfahren in Reval befolgt, er hat sich dem Handelsfach gewidmet, durch langjährige tüchtige Arbeit eine angesehene Geschäftsstellung in Calcutta erworben, und ist jetzt ein wohlhabender Kaufmann in Bremen. Der erste Sohn, der ihm geboren wurde, heißt wie der Großvater, dem unsere Erinnerungen gewidmet sind: Moritz Seebeck.

Julie, die einzige Tochter, hatte sich mit dem Manne ihres Herzens, Herrn J. Hach in Lübeck verheirathet und in einer fast zwanzigjährigen, nach allen inneren Bedingungen sehr glücklichen Ehe gelebt, als ihr der geliebte Mann durch einen plötzlichen Tod (Nov. 1881) entrissen wurde. Ein Brief an den Herzog

Georg, dem Seebeck diesen Verlust alsbald mitgetheilt hat, ist erfüllt von schmerzlichster Klage über dieses „bitter schwere Geschick".

Die schöne liebenswürdige Frau seines erstgeborenen Sohnes hatte stets den Schwiegereltern, insbesondere dem Vater sehr nahe gestanden und durch ihren Anblick wie ihr Gespräch sein Auge und Herz erquickt. Sie hat ihn nur wenige Monate überlebt und starb, noch ehe sein Todesjahr vollendet war.

„Von dir giebt es keine Trennung", hatte Seebeck sterbend seiner Frau zugerufen. War der Tod eine Trennung, so hat sie nur kurze Zeit gedauert. Im December 1885 war Frau Seebeck nach Bremen gereist, um das Weihnachtsfest mit ihren Kindern in den Familien des Sohnes und der Tochter zu verleben; sie wohnte im Hause ihres Sohnes Ernst, der seit einigen Monaten in Indien war, wohin seine kaufmännischen Geschäfte ihn wieder gerufen hatten. Es war der letzte Weihnachtsabend, dessen die Mutter sich erfreuen sollte. In Folge einer Erkältung erkrankte sie den 13. Januar, ahnungslos, daß ihr das Ende nahe sei. Wenige Tage später, den 20. Januar, entschlief sie sanft im Schoße der Ihrigen und ruht nun neben dem Gemahl auf dem Kirchhofe zu Jena.

Anhang.

Goethe und Thomas Seebeck.

I.

Die Farbenlehre.

Wir haben im Eingange unserer Erinnerungen des Briefwechsels zwischen Goethe und Thomas Seebeck gedacht und eine Charakteristik seines Inhalts in Aussicht gestellt. Wie nach den Interessen, woraus das Verhältniß und die Correspondenz beider Männer hervorging, zu erwarten steht, kommt ein großer Theil ihres brieflichen Verkehrs auf Fragen und Experimente, die mit der Farbenlehre zusammenhängen, auf Erörterungen der für und wider laut gewordenen Stimmen, auf die apologetischen und polemischen Kundgebungen, welche letztere bei weitem die Mehrzahl ausmachten. Unter den apologetischen war auch A. Schopenhauers Schrift „Über das Sehen und die Farben", die Goethe nicht eben günstig aufgenommen

hatte und von seinem Freunde Seebeck „bald möglichst" gelesen wünschte. (11. Mai 1816.)

Das Hauptinteresse, welches der Dichter an den Untersuchungen Seebecks nahm, betraf die Entdeckung der entoptischen Farben, die jener in Nürnberg den 21. Februar 1813 gemacht und alsbald Goethen mitgetheilt hatte. Er mußte diesem in einem sehr ausführlichen, auch im Concept erhaltenen Schreiben berichten, wie er zu seiner Entdeckung gelangt sei, warum die pariser Akademie den Preis getheilt und worin derselbe bestanden habe. Goethe schreibt von Teplitz, den 16. Mai 1813: „Auf Ihre schöne Entdeckung komme ich in Gedanken immer wieder zurück, sie eröffnet das weiteste Feld der Betrachtung, denn es kann wohl nichts überraschender sein, als daß durch eine gewisse mäßige Lichtanregung in durchsichtigen Körpern Farbenbilder zum Vorschein kommen, die, ein Gesetz zum Grunde habend, sich nach der verschiedenen Gestaltung jener Körper bedingt und abwechselnd erzeigen. Die Analogie mit den Chladni'schen Figuren ist gleichfalls höchst wichtig. Wären es ruhigere Zeiten, so machte ich den Plan, Sie zu besuchen, denn ich bedürfte wohl wieder einer solchen Anregung und Belehrung, wie Sie nur geben können." „Ich überzeuge mich immer mehr", schreibt der Dichter den 21. Januar 1816, „daß die von Ihnen entdeckten

und sorgsam verfolgten entoptischen Farben den prismatischen Erscheinungen zu Grunde liegen, und daß wir diesen wunderlichen und geheimnißvollen Gespenstern von dieser Seite endlich beikommen werden." „Wäre die Natur nicht so consequent liebenswürdig, gäbe es nicht Freunde, die sich redlich zu ihr halten, nicht treue Bekenner, welche zusammenstehen, so würde man gewiß einmal, von bösem Humor ergriffen, alle Vorarbeiten in's Feuer werfen, die Sache aufgeben und sich sonst einen guten Tag machen."

Der Dichter glaubte wirklich, daß Seebecks Entdeckung der entoptischen Farben einen experimentellen Sieg seiner Lehre gegen die Newton'sche enthalte und auf der Seite der ersteren wie eine wohlthätige Rächerin erschienen sei. In einer so freudigen Stimmung beginnt er den Brief vom 8. November 1816: „Von Ihnen darf ich etwas Ähnliches hoffen, denn in diesen Tagen habe ich tausendmal an Sie gedacht. Die entoptischen Farben verfolgen mich, wie graziöse Eumeniden, und ich muß ein Supplementcapitel zu meiner Farbenlehre schreiben. Da hab ich nun immer alles um mich, was ich Ihrer Gefälligkeit und meiner anhaltenden Sorgfalt schuldig bin. Ich darf nur vereinfachen und komme mir wirklich vor, wie ein Professor, der für sein Compendium arbeitet."

II.

Hegel und Troxler.

Unter den Anhängern der Farbenlehre waren auch die Naturphilosophen der Zeit, nicht blos der damals unbemerkte Schopenhauer, sondern auch Schelling und Hegel, welcher letztere in jenen Jahren zu Nürnberg in freundschaftlichstem Geistesverkehr mit Seebeck lebte. Nun hatte dieser im Frühjahr 1812 den ersten Theil seiner Logik herausgegeben und sie mit der fünf Jahre früher erschienenen „Phänomenologie des Geistes" unter dem Gesammttitel „System der Wissenschaft" befaßt. Um den Begriff der Entwicklung, der bekanntlich das Grundthema seiner ganzen Lehre ausmacht, zu verdeutlichen, hatte Hegel das Bild der Pflanzenmetamorphose gebraucht und durch die Art, wie er es ausgedrückt, Goethes heftigsten Unwillen erregt. Wir begegnen dem vollen

Ausbruch desselben in einem Briefe an Seebeck vom 28. November 1812: „Aber über einen anderen Mann habe ich mich neulich betrübt, und ich wünschte, Sie gäben mir einigen Aufschluß. Zufälligerweise kommt mir eine Stelle aus der Vorrede von Hegels Logik in die Hände. Sie lautet, wie folgt: «Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüthe, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; ebenso wird durch die Frucht die Blüthe für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen verdrängen sich als unverträglich mit einander, aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eines so nothwendig als das andere ist, und diese gleiche Nothwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus.»"

Goethe hatte diese Stelle nicht selbst gelesen, sondern abgerissen aus einer Anführung Troxlers kennen gelernt, sie stand auch nicht in der Vorrede der Logik, sondern in der zur Phänomenologie. Hegel hatte die Entwicklung der philosophischen Systeme vor Augen und dachte bei seinem Gleichniß mehr an die Geschichte der Philosophie, als an die der Pflanze, daher sein Bild die Sache nicht deckte und in mehr als einer Hinsicht schief und hinkend ausgefallen war.

Goethe nun, der sich in der Idee der Weltentwicklung mit den Identitätsphilosophen einverstanden wußte, wie sie mit ihm, dachte an die organische Entwicklung und fand diese in den Ausdrücken Hegels aufs äußerste verunstaltet. Die Nachkommen sollen den Vorfahren nichts schuldig sein und sich zu denselben verneinend verhalten! Prämissen und Schluß sollen miteinander unverträglich sein, jene falsch, dieser richtig! Und auf eine solche sophistische Art soll die Natur verfahren! „Es ist wohl nicht möglich", fährt Goethe in seinem Briefe fort, „etwas Monstroseres zu sagen. Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten sophistischen Spaß vernichten zu wollen, scheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig. Wenn der irdisch gesinnte Empiriker gegen Ideen blind ist, so wird man ihn bedauern und nach seiner Art gewähren lassen, ja von seinen Bemühungen manchen Nutzen ziehen. Wenn aber ein vorzüglicher Denker, der eine Idee penetrirt und recht wohl weiß, was sie an und für sich werth ist, und welchen höheren Werth sie erhält, wenn sie ein ungeheures Naturverfahren ausspricht, wenn der sich einen Spaß daraus macht, sie sophistisch zu verfrazzen und sie durch künstlich sich einander selbst aufhebende Worte und Wendungen zu verneinen und zu vernichten, so weiß man nicht, was man sagen soll. Herr Troxler hat einen Theil

dieser sauberen Stelle als Motto gebraucht, da sie denn, genau besehen, nichts weiter heißen soll, als daß die Herrn, wie Melchisedek, ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts schuldig seien. Ich bin von solchen Arbeitern im Weinberge alles gewärtig und gewohnt. Wenn ich aber auch Hegeln verlieren sollte, dies würde mir leid thun. Denn was soll man von einer Logik hoffen, in deren Vorrede mit dürren Worten stünde: aus falschen Prämissen käme erst die rechte wahre Conclusion. Ich kann des Buches selbst nicht habhaft werden. Vielleicht nimmt sich die Stelle im Context besser aus. Trösten Sie mich deshalb, mein Lieber, wenn es möglich ist."

Wie es sich mit dem Buch und der Stelle verhielt, wissen wir bereits. Der Trost war in diesem Falle nicht schwierig, denn Hegel war wirklich weit entfernt, den Begriff der Entwicklung so unhistorisch und nihilistisch zu nehmen, wie sein Ausdruck dem Dichter geschienen hatte.

Seebecks Briefe brachten bald die gewünschte Aufklärung. Er schrieb zunächst (11. Dezember 1812): „Was Sie mir von unserem Freunde mittheilen, weiß ich durchaus nicht zu deuten. Die angeführte Stelle finde ich weder in der Vorrede noch in der Einleitung des citirten Werkes, und so sehe ich nicht ein, was

er damit gewollt hat. Ich muß weiter nachsuchen und sehen, wie sie im ganzen Zusammenhange lautet, ehe ich hierüber etwas sage. Ich habe Hegeln überall ernst und redlich gefunden. Nicht dasselbe kann man von denen sagen, die ihm anhängen und ihn benutzen. Herr Troxler unter anderen scheint mir auch ein viel zu leicht Schiffchen zu führen, als daß er sich in die tiefen Meere wagen darf, die jener befährt. Das indessen ist auch zu bekennen, daß unserem guten Hegel wohl einiges unter der Feder mißglückt ist. Ich wünsche Ihnen über die angeführte Stelle bald etwas Befriedigendes sagen zu können."

Schon nach zwei Tagen gab Seebeck, indem er die Stelle in ihrem Zusammenhange mittheilte, die Erklärung, die Goethen versöhnte. „Die Stelle", schreibt dieser den 15. Januar 1813, „die mir im einzelnen so sehr zuwider war, wird durch den Zusammenhang neutralisirt." „Hätte er das auf die Pflanzenmetamorphose sich beziehende Gleichniß im Conjunctiv ausgesprochen, so sähe man gleich, daß er es zu seinem Zweck nur bedingungsweise annimmt, welches jedem Redner gar wohl erlaubt ist. Allein er spricht es positiv aus und begünstigt dadurch den leidigen Irrthum, daß wir unseren Vorfahren nichts schuldig sind, ob er gleich, wie man im Zusammenhange sieht, das Entgegengesetzte sagen will. Haben

Sie vielen Dank für die Mittheilung dieser Stelle. Hegel ist bei mir entsühnt, aber die Schuld fällt auf Troxlern, und dieser begeht den so oft wiederholten und fast unvermeidlichen Fehler, daß man bedeutende Stellen der Dichter und Philosophen einzeln aufführt, um etwas zu sagen, woran im Zusammenhange nicht zu denken ist."

III.

Die Diana der Epheser.

Der Zorn unseres poetischen Jupiter hatte sich schon gegen Troxler entladen, der damals als praktischer Arzt in seinem Heimathscanton Luzern lebte und seinen Abfall von Schellings Naturphilosophie soeben in einem Werke beurkundet hatte, das unter dem Titel: „Blicke in das Wesen des Menschen" erschienen war. Nicht in der ideenvollen Anschauung der Sinnenwelt und ihrer Entwicklung, sondern in der Tiefe des Gemüths, im menschlichen Urbewußtsein wollte er das Wesen der Dinge und die Gesetze der Natur erkannt wissen. An die Stelle der Naturphilosophie sollte die „Anthroposophie" treten.

In demselben Jahre war Fr. H. Jacobis Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" erschienen, worin dem Naturalismus der Theismus

schroff entgegengesetzt wurde. Man weiß, wie sehr Goethe sich von diesem Werke seines Jugendfreundes abgestoßen fühlte. Er schrieb ihm den 10. Mai 1812: „Wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott! Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen, unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte — mußte nicht ein so seltsamer, beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?" Nun traf er in dem Troxler'schen Buch, welches zu lesen Seebeck ihn veranlaßt hatte, einen ähnlichen, ihm gründlich verhaßten Abweg, der von der herrlichen Anschauung der sichtbaren Welt, die den Künstler und den Naturphilosophen erfüllt, in das dunkle Labyrinth des menschlichen Urbewußtseins führen wollte.

Eines der interessantesten Blätter unseres Briefwechsels ist Goethes „Nachschrift" vom 29. November 1812, die dem vorigen Briefe, worin der Erguß gegen Hegel zu lesen stand, zum Begleitschreiben diente. „Mit beiliegendem Briefe könnte mir's gehen, wie schon mit mehreren, die ich lebhaft dictirte, weil ich meine

Freunde gegenwärtig zu haben glaubte, sodann aber wegen einigen Bedenkens zurückhielt. So veralteten sie und wanderten zuletzt mit anderen unbrauchbaren Blättern ins Feuer. Mündlich geht manches, auch das Heftigere, vorüber, das auf dem Papier nicht gebilligt werden kann. Indessen da sich in Deutschland kein Mensch um meinetwillen öffentlich genirt, so sehe ich gerade nicht ein, warum ich mich in der stillen Unterhaltung mit meinen Freunden so sehr geniren sollte. Ich implorire daher das nobile officium amici und ersuche Sie, diesen Brief freundlich aufzunehmen, mit Bedacht und gutem Willen zu lesen, ihn für sich zu behalten und allenfalls zu verbrennen. Und da nun dieser Schritt überwunden ist, so thue ich gleich einen zweiten und sende Ihnen einige andere Dinge, damit es doch zwischen uns werde wie vormals, da man in der glücklichen Nähe sich alles communiciren konnte, und wenn es auch nur ein Tagscherz gewesen wäre. Entschuldigen und lieben Sie den Ihrigen. Goethe."

Auf der Kehrseite des Blattes steht ein Gedicht, dem unter der Ueberschrift: „Als das Troxler'sche Werk über das Wesen des Menschen allzu sehr gelobt wurde" noch diese Erklärung nachfolgt: „Sie haben mich veranlaßt, das Werk selbst zu lesen. Es verdient allerdings beachtet, aber freilich nicht präconisirt zu werden; wenn man den Verfasser auch noch so

sehr schätzt, so kann man doch nicht Partei für ihn nehmen. Das Werk ist auf alle Weise problematisch und wird die Köpfe eher verwirren als zurechtsetzen. Es hat sehr schöne, lobenswürdige, lichtvolle, brillante Partien, aber auch so viel Hiatus, Unzulänglichkeiten und Falschheiten, die sich mit Bombast umwölken und dieser Lichtwelt zugleich eine Nachtseite verschaffen. Es ist jammerschade, daß die herrlichen Bemühungen unserer Zeit auf solche Weise wieder retardirt und die Blüthe durch die Frucht (aber nicht wie Hr. Hegel und Troxler meinen) Lügen gestraft wird; so lügen die Kirschen nach dem gemeinen Sprichwort."*

Das Gedicht heißt: „Groß ist die Diana der Epheser!" Es wird gewöhnlich auf Jacobi bezogen, ist aber, wie man aus diesem Briefe sieht, unmittelbar gegen Troxler gemünzt, der mit seiner Anthroposophie und dem Gott im menschlichen Gehirn „den alten Künstler" unwirsch gemacht hatte:

* Goethe hatte das Buch aus einer anpreisenden Recension in der Jen. Allg. Lit.-Ztg. kennen gelernt, welche Eichstädt ihm mitgetheilt hatte. Unter dem 12. Nov. 1812 sendet er das Blatt zurück mit einem Briefe, der wörtlich dasselbe sagt, was die obige, sieben Tage spätere Nachschrift an Seebeck enthält. Diese Nachschrift ist eine Abschrift des Briefes an Eichstädt. Nur daß es hier von der Recension heißt: „sie hat mich veranlaßt das Werk selbst zu lesen", während er dort von Seebeck sagt: „Sie haben mich veranlaßt, das Werk selbst zu lesen." Goethes Briefe an Eichstädt (Berlin 1872), Nr. 166. S. 177 flg.

„Da höret er auf einmal laut
Eines Gassenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott so im Gehirn,
Da! hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen.

Der alte Künstler horcht nur auf,
Läßt seinem Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirschen und Thieren,
Die seiner Göttin Kniee zieren,
Und hofft, es könnt' das Glück ihm walten,
Ihr Angesicht würdig zu gestalten.

Will's aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben schalten,
Nur soll er nicht das Handwerk schänden,
Sonst wird er schlecht und schmählich enden."

IV.

Der Prometheus.

Der alte Künstler dachte über Natur und Kunst noch so, wie vor vierzig Jahren der jugendliche in der Zeit seiner genialsten und ergiebigsten Kraft, woraus die Künstlerlieder, der Prometheus, der Satyros und der Faust hervorgingen. Der Prometheus war abhanden gekommen bis auf jenen berühmten Monolog, den einst Jacobi abschriftlich mit sich führte und, als er Lessing zu Wolfenbüttel im Sommer des Jahres 1780 besuchte, diesem als eine anonyme Dichtung zu lesen gab. Nun wurde plötzlich nach so vielen Jahren im fernen Livland, im Nachlasse des längst verstorbenen Lenz dieses höchst charakteristische Jugendwerk Goethes wieder aufgefunden. Seebeck erhielt durch einen Freund davon Kunde, die er sogleich dem Dichter mittheilte. Dieser antwortet den 5. Juni 1819: „Es ist sehr freundlich von Hrn. Dr. Wetterstrand, daß er von dem

verirrten Dichtwerke Nachricht bringt. Allerdings ist dieses Drama von mir unvollendet, wie so vieles andere. Nur zwei Acte können es sein. Der Monolog „Prometheus", der durch Jacobis Unvorsichtigkeit so vielen Lärm machte, gehörte eigentlich hieher, kann aber nicht in dem Manuscript stehen, welches sich bei Lenz gefunden. Will der livländische Freund mir das Document übersenden, so werde ich es dankbar erkennen und unter die Paralipomena legen, deren Erscheinung künftigen Tagen vorbehalten ist."

An der Hand Seebecks kehrt der verlorene Sohn ins Vaterhaus zurück. „Ew. Excellenz kann ich endlich eine vollständige Abschrift von Ihrem in Livland wiedergefundenen Prometheus übersenden. Ich habe sie vor kurzem von Hrn. Dr. Wetterstrand erhalten, von dessen Exemplar die beiliegende Abschrift genommen worden ist. Das Originalmanuscript von Lenzens Hand, schreibt mir Hr. Wetterstrand, sei durch Erbschaft an den Neffen des verstorbenen Dichters, den Pastor Lenz in Dorpat, gekommen; dieser besitze es wahrscheinlich nicht mehr, da er die sämmtlichen Papiere aus dem Nachlasse seines Oheims und vermuthlich auch den Prometheus einem dritten Freunde überantwortet habe, welcher an einer Lebensgeschichte des Dichters Lenz arbeite." „Ist aber das, was Sie hier erhalten, auch das ganze Fragment, welches Sie

Lenzen mitgetheilt hatten? Es scheint so, denn zwei Acte sind es wirklich. Hätten wir doch auch die folgenden! Dies werden alle wünschen, die diese einst in den Paralipomenis lesen. Und Pandorens Wiederkehr und die Fabel von Amor und Psyche, deren Sie einmal gegen mich erwähnten, und um wie viel hätten wir noch zu bitten — hätten wir längst und unermüdet bitten sollen! Doch indem wir Wünsche aussprechen, wollen wir nicht unterlassen, auch für das, was wir erhalten haben, und namentlich für das letzte und reiche Geschenk, den Divan, unsere Freude und Dankbarkeit zu bezeugen. Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung: wäre es nicht gut, wenn Sie dieses Fragment bald dem Drucke übergäben, da es nun doch in mehreren Händen ist und wahrscheinlich noch manche Abschriften davon genommen werden? — Ew. Excellenz habe ich noch den innigsten Dank für die gütige Aufnahme meiner Familie im vorigen Sommer zu sagen. Die Tage, welche diese das Glück hatten, in Ihrer Gesellschaft zu verleben, werden jedem derselben in dankbarem Andenken bleiben. Alle tragen mir auf, Ew. Excellenz ihre innigste Verehrung zu bezeugen. — Mit den besten Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohlergehen Ew. Excellenz treu ergebener Th. Seebeck. Berlin, den 11. December 1819."

Goethe dankt noch vor Jahresschluß (den 30.

December 1819): „Sie haben mich nach einer langen Pause durch Brief und Sendung wieder einmal gar freundlich begrüßt, nehmen Sie dafür meinen besten Dank. Denn eigentlich sollte man im Leben nicht so lange Zeit vorübergehen lassen, ohne das längst bestehende freundschaftliche Verhältniß wieder zu erneuern. Die Erscheinung Ihrer lieben Familie in Jena eröffnete wirklich die angenehmste Epoche eines erneuerten Andenkens. Es war so manches anders geworden, und die wechselseitigen Gesinnungen waren doch dieselbigen geblieben; das Wohlwollen der Eltern hatte sich in den Kindern vervielfacht." Im weiteren Verlaufe des Briefes kommt er nun auf den Prometheus zu sprechen. Es ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen seit jener titanischen Epoche, die das Gedicht hervorgerufen; es ist ihm entführt worden und selbst in dem Gedächtnisse Goethes fast verschollen, wenigstens sind die Spuren desselben verblaßt. Wie ein Revenant erscheint dieses Jugendwerk vor dem siebzigjährigen Dichter. Der Freund, der es sendet, wünscht und mahnt, daß es sobald als möglich öffentlich erscheine. „Der Prometheus nimmt sich wunderlich genug aus", antwortet Goethe, „ich getraute mich kaum, ihn drucken zu lassen, so modern, sanscülottisch sind seine Gesinnungen; wie wunderlich dies alles seit so vielen Jahren in den Geistern hin- und wiederwogt!"

So unterscheiden sich die Lebensansichten und Gesinnungen des alten Künstlers von denen des jungen, die des siebzigjährigen von denen des fünfundzwanzigjährigen Mannes! In dieser Rücksicht erscheinen dem Dichter die Zeitalter ähnlicher, als er sich selbst. Er hat das Gedicht bald auch seinem Freunde Zelter in Berlin mitgetheilt, der, voller Empfänglichkeit für jedes Goethe'sche Wort, in seiner derben Art hochbefriedigt dankt: „Den Prometheus hab' ich mir abgeschrieben, das ist ein Kerl." (19. April 1820.)

In seiner Antwort spricht Goethe seine Stimmung über das Gedicht in ähnlicher Weise aus, wie gegen Seebeck, nur noch eingehender; zugleich gibt er einen sehr bemerkenswerthen Wink über die Entstehung desselben: „Wunderlich genug, daß jener von mir selbst aufgegebene und vergessene Prometheus gerade jetzt wieder auftaucht. Der bekannte Monolog, der in meinen Gedichten steht, sollte den dritten Act eröffnen. Du erinnerst dich wohl kaum, daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben ist. Lasset ja das Manuscript nicht zu offenbar werden, damit es nicht im Druck erscheine. Es käme unserer revolutionären Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Commissionen zu Berlin und Mainz möchten zu meinen Jünglingsgrillen ein sträflich Gesicht machen. Merkwürdig ist es jedoch,

daß dieses widerspenstige Feuer schon fünfzig Jahre unter poetischer Asche fortglimmt, bis es zuletzt, real entzündliche Materialien ergreifend, in verderbliche Flammen auszubrechen droht. Da wir aber einmal von alten, obgleich nicht veralteten Dingen sprechen, so will ich die Frage thun: ob du den Satyros, wie er in meinen Werken steht, mit Aufmerksamkeit gelesen hast? Er fällt mir ein, da er eben ganz gleichzeitig mit diesem Prometheus in der Erinnerung vor mir aufersteht, wie du gleich fühlen wirst, sobald du ihn mit Intention betrachtest. Ich enthalte mich aller Vergleichung; nur bemerke, daß auch ein wichtiger Theil des Faust in diese Zeit fällt." (11. Mai 1820.)

Zu dieser Stimmung Goethes mag beigetragen haben, daß in demselben Jahre, wo sein Prometheus zu ihm zurückkehrte, Kotzebue durch Sand ermordet wurde. Indessen ist keine Parallele zwischen Sand und Prometheus.

V.

Schicksale und Pläne.

Nachdem Seebeck im Frühjahr 1810 Jena verlassen hatte, um nach Bayreuth überzusiedeln, wurde auch sein brieflicher Verkehr mit Goethe durch eine längere Pause unterbrochen. Den 25. April 1812 schreibt er von Bayreuth: „Ich war und bin noch gesonnen, nach Nürnberg zu ziehen, indem ich dort sowohl für meine physikalischen und chemischen Arbeiten manche Erleichterung als auch für meine Kinder in den mehrsten Fächern gute Lehrer finde, auch wohl dort etwas erwerben kann. Es ist zudem nicht weit von Bayreuth, die Kosten des Zuges sind also nicht beträchtlich, und dann ist es dort nur wenig theurer als hier." „Die Aussichten zu einer Anstellung in München sind noch so ungewiß als sie es vor vier Monaten waren." Im Anhange des Briefes werden

neun Recensionen der Farbenlehre aufgeführt, die mit einer Ausnahme gegen dieselbe gerichtet sind.

Gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Nürnberg machte Seebeck die Entdeckung der entoptischen Farben, wodurch Goethe so außerordentlich erfreut und der Briefwechsel von neuem belebt wurde. Der Wunsch des Dichters, den Freund in Nürnberg zu besuchen, um wieder einmal persönlich mit ihm zu verkehren, ließ sich in den kriegerischen Zeiten, die das Jahr 1813 brachte, nicht ausführen. Wenige Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig schreibt Goethe eigenhändig: „Sie vernahmen gewiß mit Antheil, daß das Ungeheure an mir und den Meinigen vorübergegangen, dergestalt, daß wir uns nicht zu beklagen haben. Mögen solche Prüfungen von Ihnen entfernt bleiben. Gedenken Sie unserer in Liebe. W. den 29. October 1813. Goethe."

Unter dem nächsten Brief vom 3. Januar 1814, einer Hand dictirt, die nur an dieser Stelle erscheint, stehen folgende eigenhändige Zeilen: „Meine Frau und die Schreiberin grüßen, diese ist mir übrig blieben, mir mit der Feder beizustehen, da meine ganze Kanzlei das Schwert ergriffen hat. Der Ihrige wie immer. Goethe."

Am 6. Juni 1816 war Frau v. Goethe nach einem Schlaganfalle, der sie kurz vorher betroffen hatte, gestorben. Von Schmerz überwältigt, hatte

Goethe, vor ihrem Sterbelager kniend, ausgerufen: „Nein, nein, Du darfst mich nicht verlassen!“ Er hatte am Todestage jene rührenden Worte geschrieben, die der Frau, die seinem Leben das ihrige völlig hingegeben, ein unvergängliches Denkmal bewahren:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.“

Zwei Tage später dictirte er einen Brief an Seebeck über den geschliffenen Doppelspat und das darin beobachtete Farbenphänomen, das er auf seine Elemente zurückzuführen emsig beschäftigt sei, aber Zerstreuung und „häusliche Wehethaten“ ließen ihn nicht zu einer ruhigen Betrachtung gelangen. Unter dem Finalstrich des Briefes finden sich noch folgende Worte: „Leider muß ich noch zum Schlusse hinzufügen, daß meine gute Frau uns in diesen Tagen verlassen hat. Und somit leben Sie mit den lieben Ihrigen recht wohl.“ Diese lakonische Mittheilung birgt viel verschlossenen Schmerz.

Nach den Kriegsjahren haben sich die Freunde nur zweimal noch gesehen. Seebeck kam nach Frankfurt in jenen denkwürdigen Tagen des Sommers 1815, die Goethe auf der Gerbermühle in dem gastlichen Hause des Willemer'schen Ehepaares, im poetischen

Wechselverkehr mit Marianne v. Willemer, der Suleika des Divan, verlebte. Dort hat Seebeck nebst Schlosser und Riese den Geburtstag mitgefeiert, an welchem Goethe sein 66. Jahr vollendete.

Das Jahr 1816 war in Seebecks Leben ein glückliches und in seinem brieflichen Verkehr mit dem Dichter eines der reichhaltigsten: er erhielt in diesem Jahre den pariser Preis und zwölf Briefe Goethes. Dieser trug sich sogar mit dem Gedanken, den Freund wieder in seine Nähe zu bringen. „Sie erhalten hiebei", schreibt er den 22. März 1816, „die mir mitgetheilten Blätter dankbar zurück; verzeihen Sie, daß sie nicht eher gekommen, und haben ja die Güte, mich in ähnlichen Fällen zu mahnen, denn wenn man älter wird, so anticipirt man gewöhnlich einen Trunk aus dem Bächlein Lethe. Ihr werther unterrichtender Brief war mir höchst erfreulich, da schon seit mehreren Wochen der entoptische Apparat nicht von meinem Fenstertische kommt, auch alle Freunde und Fremde in die Spiegel sehen müssen, da denn mancherlei Bemerkungen stattfinden. Ich habe angefangen, mir die Phänomene nach meiner Weise zusammenzustellen, sie schließen an die früher bekannten gar hülfreich an und sind das Complement der übrigen. Es ist die schönste Entdeckung, die seit langer Zeit gemacht worden, ja diesem Phänomen ist kein anderes

optisches zu vergleichen. Die auf ihre ursprüngliche Einfalt zurückgeführte prismatische Erscheinung hat lange nicht den inneren Werth, ja sie stammt gewiß aus dieser her. Haben sie die Güte, mich von Zeit zu Zeit mit dem Nächsten bekannt zu machen. Sobald mein Aufsatz einige Gestalt hat, sende ich ihn als Anlaß zu neuen Unterhaltungen. Der Gedanke, in diesem Frühjahre Nürnberg zu besuchen, ist für mich sehr reizend und wäre ausführbar, ich möchte mich nachher an den Rhein oder an die Moldau wenden. Doch fürchte ich diesmal nicht so bald von Weimar und Jena loszukommen. Ihre Königl. Hoheit haben sämmtliche von Ihr unmittelbar abhängende Institute für Wissenschaft und Kunst in ein Ganzes versammelt, worüber Herr Staatsminister v. Voigt und ich, wie bisher, die Oberaufsicht führen. Ankäufe zu neuen Localitäten sind genehmigt, und bis hiebei das Nöthige eingerichtet und eingeleitet ist, darf ich nicht recht von der Stelle. Doch sollen Sie von Zeit zu Zeit hören, wie es bei uns aussieht. Womit ich mich Ihnen und den liebwerthen Ihrigen zum allerschönsten empfehle. J. W. Goethe."

Diesem Briefe sind folgende eigenhändige Zeilen auf der Kehrseite des letzten Blattes hinzugefügt: „Nun aber noch eine lakonische, doch bedeutende Frage. Wäre es denkbar, daß Sie sich zu den Unsrigen zählen

möchten? Vorausgesetzt, daß man Ihnen und den lieben Ihrigen eine convenable Stätte bereitet. Unter den aufrichtigsten Wünschen G."

Von diesem Project ist nicht weiter die Rede. Die Freunde würden sich wohl noch im Laufe des Sommers 1816 wiedergesehen haben, wenn Goethes beabsichtigte Rheinreise zu Stande gekommen wäre. Er schreibt den 19. Juli 1816: „Ihr werthes Schreiben trifft mich gerade in dem Augenblick, da ich mich zu einer Reise nach Baden am Rhein bereite. Mehr Anstoß und Einladung als innerer Trieb bestimmt mich zu diesem Schritte, der denn doch am Ende, wie die Freunde glauben, mir heilsam werden kann. Das hülfreiche Betragen meines Sohnes in der gegenwärtigen Epoche kann ich nicht genug rühmen. Haushaltung und Geschäfte lasse ich in seinen und anderen treuen Händen und kann nach dieser Seite ganz beruhigt wandern. Hofrath Meyer begleitet mich, und so kann ich es denn wohl nicht besser wünschen. Boisserée hat mir von Ihnen und den theuren Ihrigen das Liebste und Beste geschrieben. Möchte ich nun auch, wie er, Ihres belehrenden Vortrags mich erfreuen." „Auch darf ich wohl hoffen, einen Brief von Ihnen, abzugeben bei den Gebrüdern Boisserée in Heidelberg, in der schönen Rheingegend, will's Gott, bei besserem Wetter zu finden."

Die Abreise, die am nächsten Tage stattfand, wurde durch einen Unfall unterbrochen und nicht wieder versucht. „Am 20. Juli früh 7 Uhr fuhr ich mit Hofrath Meyer von Weimar ab. Um 9 Uhr warf der Fuhrknecht höchst ungeschickt den Wagen um, die Achse brach, mein Begleiter wurde an der Stirn verletzt, ich blieb unversehrt. Hiebei blieb nichts übrig als nach Weimar zurückzukehren, wo wir dann auch gegen 1 Uhr wieder anlangten. Die Störung des Vorhabens und die Verwundung des Freundes machen es ungewiß, ja unwahrscheinlich, daß ich die Reise von neuem antreten werde. Nur so viel habe ich Ihnen eiligst melden wollen. Das Beste wünschend Goethe." (22. Juli 1816.)

Im Sommer 1818 kam Seebeck nach Weimar und sah hier den Dichter zum letzten male. Wir lesen in Goethes Annalen: „Dr. Seebeck besuchte mich den 16. Juni, und seine Gegenwart förderte in diesem Augenblick, wie immer, zu gelegener Zeit." In einem gleichzeitigen Briefe an Voigt heißt es: „Der Besuch unseres alten Freundes Seebeck war dieser Tage höchst erfreulich und belehrend."

Noch in demselben Jahre folgte Seebecks Uebersiedelung nach Berlin, wo seine Wahl zum ordentlichen Mitgliede der Akademie den 9. November 1818 in der physikalischen Classe beantragt werden sollte.

Er benachrichtigt Goethen davon am Schlusse seines Briefes vom 24. October 1818 und fügt hinzu: „Herr Minister von Altenstein beweist sich fortwährend sehr wohlwollend gegen mich, und auf seine Mitwirkung glaube ich sicher zählen zu können.“

Ein Jahr nach seinem Besuch, im Juni 1819, konnte Seebeck dem Dichter den wiedergefundenen Prometheus ankündigen. Es folgen gegen Ende des Jahres die uns bekannten Briefe. Im Laufe des Sommers hatte die Familie Seebecks den Dichter in Weimar besucht und die herzlichste Aufnahme gefunden. Die Briefe zeigen, wie erfreut Goethe und wie dankbar Seebeck dieses Besuches gedenkt.

VI.

Ergänzung der Farbenlehre.

Uebrigens interessirte damals unseren Dichter die Entdeckung der entoptischen Farben mehr, als die seines Prometheus. „Diese graziösen Eumeniden verfolgen mich, und ich muß ein Supplementcapitel zu meiner Farbenlehre schreiben" (8. Nov. 1816). Diese Abhandlung, die ihn seit Jahren beschäftigt hatte, sendet er von Jena dem Freunde in Berlin den 7. October 1820. „Mit wahrer Freude, mein trefflicher und vielgeliebter Freund, ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen einmal wieder zu schreiben und mich nach Ihrem Wohlsein zu erkundigen. Sowohl berliner als andere Reisende haben mir versichert, daß Sie wohl und thätig sind. Möge ich dieses auch unmittelbar von Ihnen erfahren! Nun aber wünsche ich, daß Sie beikommender Arbeit ansehen mögen, wie

viel ich die Zeit her an Sie gedacht, und wie ich dankbar bemüht gewesen, die herrliche Entdeckung, die wir Ihnen schuldig geworden, auf Elemente zurückzuführen, zu entwickeln und sowohl der übrigen Farbenlehre, als auch sonstigen Erscheinungen der Natur anzuschließen." „Möge sich von nun an unser freundliches Verhältniß abermals erneuen! Je länger man lebt, um so mehr fühlt man, wie hoch frühere persönliche Bezüge zu schätzen sind. Vier berliner Freunde, die mich in dieser Zeit besucht, haben mich in die lebendige that- und geräuschvolle Königsstadt recht eigentlich versetzt. Freund Meyer, der auch in meinem Namen einen Gegenbesuch abstattet, wird Ihnen gewiß willkommen sein. Durch ihn wünsche ich ausführlich zu vernehmen, daß es Ihnen und den theuren Ihrigen in jedem Sinne wohl gehe. Lassen Sie in Ihrem lieben Kreise mein Andenken auf das Beste empfohlen sein. Treulichst Goethe."

VII.

Letzter Brief.

Dies ist Goethes vorletzter Brief an Seebeck. Der letzte ist nach der Genesung von jener gefährlichen Krankheit, einer Herzbeutelentzündung, geschrieben, die in den Tagen vom 17. bis 24. Februar 1823 sein Leben schwer bedroht, und über welche gleich nach der ersten Besserung August v. Goethe an Seebeck berichtet hatte (28. Febr.).

Den 16. April 1823 schreibt Goethe selbst: „Nach einer bedeutenden Krisis, welche gar manche krankhafte Affectionen des Organismus, an denen ich seit längerer Zeit gelitten, in einen besseren Zustand wieder hergestellt, fühle ich lebhafter als sonst, was ich besitze und was ich vermisse. Unter das Letzte habe ich alle Ursache, die unterbrochene Mittheilung mit Ihnen, theurer, verehrter Freund, zu zählen: ich spreche dies

in den ersten Tagen einer heiteren Wiederherstellung um desto lieber aus, als ich eine solche Erneuerung unserer schönen früheren Verhältnisse für ein Gut halten muß, dessen ich nicht länger entbehren darf. Einige Zeilen von Ihrer Hand als Erwiderung des Gegenwärtigen werden mich deshalb höchlich erfreuen, wobei ich denn auch von Ihren Beschäftigungen zu vernehmen wünsche, von denen immerfort, obgleich nur allgemeine, Kenntniß mir zukommt. Was mir über vergangenen harten Winter hinweggeholfen, überliefern die nächsten Hefte: möge daraus einiges willkommen sein. Wobei die Hoffnung bleibt, daß Sie mir für die nächsten Stücke auch wohl eine abermalige Mittheilung gönnen mögen. Mit unwandelbaren Gesinnungen treulichst Goethe."

Nach der Beantwortung dieses Briefes, die ohne Zweifel erfolgt ist, verstummt die Correspondenz für immer und erhält ihren Abschluß und schönen Epilog in jenen beiden Briefen, die nach dem Tode Seebecks zwischen dem Sohn und Goethe gewechselt wurden.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Fischer, Kuno,

Erinnerungen an Moritz Seebeck, wirkl. Geheimrath und Curator der Universität Jena Nebst einem Anhange: Goethe und Thomas Seebeck

Heidelberg 1886

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11572840-4